Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher für ein ganzes Jahr wird vorausbezahlt mit 6 fl. — kr.

Für ein halbes Jahr mit . . 3 fl. — kr.

Für einen Monat mit . . . — fl. 45 kr.

Außer Abonnement beträgt das Lesegeld für jeden Band täglich . . — fl. 2 kr.

Um vielfachen Mißverständnissen vorzubeugen, erlauben wir uns, darauf aufmerksam zu machen, daß für französische und englische Bücher ein besonderes Abonnement besteht und zwar unter folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr werden vorausbezahlt 9 fl. — kr.

Für ein halbes Jahr . . . 5 fl — kr.

Für einen Monat. . . . . 1 fl. — kr.

Für 1 Band per Tag . . . — fl. 3 kr.

Fremde und uns unbekannte Leser belieben einen entsprechenden Betrag gegen Quittung zu hinterlegen.

Wer ein Buch verliert oder es beschädigt zurückbringt, ist zum vollständigen Ersatz desselben verpflichtet.

Die Bibliothek ist an Wochentagen Morgens von 8 bis 12 und Nachmittags von 2 bis 6 Uhr offen.

J. Lindauer'sche Leihbibliothek,

Fürstenfeldergasse Nr. 8 in München.

<36638672700016

In der Fremde.

Dem Holländischen des Gerard Keller nacherzählt

von

Adolf Glaser.

Erster Band.

Braunschweig,
Druck und Verlag von George Westermann.
1868.

Erstes Capitel.

„Wir wollen noch einen Augenblick warten, er wird wohl gleich kommen," sagte Hermine Degeling, die Präsidentin der Liebhaber-, Gesang- und Musikgesellschaft Euterpe, eine schlanke Brünette von siebenzehn Jahren, mit klaren braunen Augen, langen Locken, die bis auf ihre Schultern hingen und einer wohllautenden kräftigen Stimme, indem sie sich von dem Stuhle vor dem Piano erhob, um welches die übrigen Mitglieder versammelt waren.

„Er kommt auch immer zu spät," brummte Victor Duval, während er seine Partie heftig hinwarf. „Mit Strafe ist er nicht zu zwingen und es wäre das Beste, wenn wir auf seine Mitwirkung verzichteten."

„Wenn er nur nicht die beste Stimme hätte," meinte Leonie, die jüngste Tochter des Bürgermeisters Degeling, brünett wie ihre Schwester, aber mehr durch Freundlichkeit des Ausdrucks, als durch Schönheit der Züge anziehend und in Wuchs, Haltung und Kleidung gesetzter, so daß man sie eher für die Aelteste, als für die Jüngste halten konnte.

Ferdinand und Wilhelm Versmalen nickten zustimmend, was sie immer thaten, wenn Leonie etwas sagte, denn sie waren beide in diese verliebt, freilich wie dies bei jungen Leuten von siebenzehn Jahren vorkommt, ohne weiteres Nachdenken, und deshalb auch ohne Eifersucht auf einander.

Nettchen und Anton von Brenden meinten, Philipp könne wohl zur rechten Zeit kommen, denn wenn er jetzt zu spät käme, würde er wohl auch bei der Aufführung die rechte Zeit nicht einhalten und dann käme Alles durch einander.

Karl Stein theilte diese Ansicht.

„Aber was soll denn geschehen?" fragte Hermine.

„Wir wollen anfangen!"

„Nein, warten."

„Wir haben schon zu lange gewartet."

„Abstimmen, abstimmen!" rief Victor. „Ich will gleich die Stimmen zählen. Die beiden Fräulein Degeling dafür, die Herren Versmalen dafür, von Brenden beide dagegen, Stein dagegen, ich auch dagegen, also Vier gegen Vier."

„Ich stimme dafür, ich stimme dafür!" rief eine fröhliche Stimme, und Philipp Erlen, von dem die Rede war, kam in das Zimmer hereingestürmt. „Worüber wird denn abgestimmt, wenn ich fragen darf?"

„Wir stimmten, ob wir ohne Dich anfangen sollten; die Stimmen waren gleich."

„Ihr vergeßt, daß dann die Präsidentin den Ausschlag gibt," sagte Philipp, „und die hält doch gewiß zu mir."

„Sie machen es auch darnach, daß man zu Ihnen halten kann, es ist schon eine halbe Stunde über die festgesetzte Zeit.“

„Aber meine beste Hermine, Sie vergessen, daß ich ein Geschäft habe, ein Amt, einen Beruf, eine Pflicht, oder wie Sie es nennen wollen, während die Versmalen nichts thun, seitdem sie vom Gymnasium gekommen sind, ebenso wie von Brenden, der nichts thut, nie etwas gethan hat und nie etwas thun wird.“

„Nun und wir?“ fragte Leonie.

„O, von den Damen sage ich nichts, die haben keinen weitern Beruf, als uns zu bezaubern.“

Die Mädchen lachten über dies Compliment und bevor Jemand etwas auf Philipp's Entschuldigung entgegnen konnte, hatte er sich an das Piano gesetzt und griff einige ohrzerreißende Accorde, so daß er kaum hörte, wie Karl Stein sagte: „Du bist in Strafe verfallen, Philipp, und wenn Du nicht sofort Deinen Platz einnimmst —“

„Gleich, da bin ich schon!“ rief Philipp aufspringend. „Aber die Strafe müßt Ihr mir erlassen, ich kann diesen Monat keine fünf Groschen entbehren.“

Nachdem die Cantate probirt war, spielte Hermine eine Ouvertüre von Beethoven, darauf sangen Leonie und Victor ein Duett, nach welchem Philipp eine Phantasie spielte, die er selbst componirt hatte; dann folgte noch ein Chor von Mendelssohn und zum Schluß trug Philipp auf mehrseitiges Verlangen ein komisches Lied vor, welches mit allgemeinem Beifall aufgenommen wurde, in den nur Karl Stein nicht einstimmte.

Die kleine Liebhabergesellschaft ersetzte in Rothenburg, was dem Städtchen an geselligen Vergnügungen fehlte und mußte dort für die mangelnden Theater- und Concertaufführungen genügen. Ursprünglich war Philipp Erlen der Gründer der Gesellschaft Euterpe, da er aber der größte Ruhestörer war und niemals zur rechten Zeit kam, so hatte man den Vorsitz Hermine Degeling übertragen, weil diese als beste Clavierspielerin eine Hauptstütze war und mit ihrer jüngern Schwester die ganze Sache am besten zusammenhielt. Victor Duval, der Sohn des Notars, war zum Zahlmeister erwählt worden, wahrscheinlich aus dem Grunde, weil sein Vater der reichste Mann in Rothenburg war und er somit der Casse in unvorhergesehenen Fällen von Vortheil sein konnte. Karl Stein, der Sohn des Predigers, war ein stiller junger Mensch, der durch seinen Vater für die Universität vorbereitet wurde und sich bereits als Student fühlte, soweit er in dem kleinen Landstädtchen davon einen Begriff hatte. Die beiden Versmalen lebten als die Söhne eines Gutsbesitzers in der nächsten Nähe des Städtchens, und thaten im Augenblick dasselbe, was ihr Vater that, sie ritten, jagten, fischten und machten sich das Leben so angenehm als möglich.

Philipp war der Sohn des Steuereinnehmers Erlen, der als pensionirter Lieutenant von seinem geringen Einkommen leben mußte und daher nicht die Mittel besaß, um seinem Sohne eine andere Ausbildung geben zu können, als die er ihm selbst auf seinem Bureau in Rothenburg angedeihen ließ. Dabei murrte er tagtäglich über seine geringe Besoldung und beunruhigte sein Ge-

wissen mit dem Gedanken, seinen Sohn einmal in derselben Stellung zu sehen. Philipp selbst war noch in dem Alter, wo man sich keine Sorgen um die Zukunft macht; das lag ihm Alles noch so fern und für den Augenblick genügten ihm die Versmalen, um mit ihnen zu jagen, zu fischen und zu reiten, die Degeling'schen jungen Damen, um ihnen den Hof zu machen, während er die Brenden'schen Geschwister neckte und mit Duval gute Cigarren rauchte, verbotene Bücher las, Geschichte und Alterthumskunde studirte, oder wenigstens sich einbildete, daß dies geschah, wenn er mit ihm die alten Chroniken auf dem Rathhause zu Rothenburg durchblätterte und die wenigen Monumente aus alten Zeiten in der Umgegend aufsuchte und besprach. Er war soweit denn auch ein gutentwickelter junger Mann geworden und galt in Rothenburg als der beste Geschichtskenner, als guter Reiter und Schütze, als unermüdlicher Tänzer auf den vier Bällen, die im Winter gegeben wurden und als großes musikalisches Talent. Nimmt man dazu, daß er sehr heiter und immer zum Scherzen aufgelegt war und seiner Mutter glich, die vor vielen Jahren als Schönheit galt, so wird sich Niemand darüber verwundern, wenn er in dem kleinen Städtchen eine große Rolle spielte und Jedermann der Ansicht war, daß er einmal sein Glück machen werde. Ueber das Wie gab sich Niemand Rechenschaft, er selbst am allerwenigsten.

Die musikalischen Uebungen der Mitglieder der Euterpe wurden noch eine Weile fortgesetzt. Der Beifall war selten, um so zahlreicher die Ausstellungen. Alle

waren noch in der glücklichen Zeit, wo man sagt, was man denkt, und noch nicht jene Heuchelei an den Tag legt, die später durch die gesellschaftlichen Regeln gefordert wird; sie waren noch Kinder in den Augen der Rothenburger, die sie sämmtlich hatten aufwachsen sehen und es ging damit, wie es in kleinen Städten immer geht, daß man sich darüber wundert, wenn eines oder das andere plötzlich zeigt, daß es den Kinderschuhen längst entwachsen ist.

So hatte denn auch die Frau Bürgermeisterin durchaus kein Bedenken, die jungen Leute regelmäßig in ihrem Gartenzimmer musiciren zu lassen und Niemand fand etwas darin, wenn die jugendliche Gesellschaft an einem schönen Sommerabend, wie der heutige, noch eine Weile in dem angrenzenden Wäldchen spazieren ging und mit Lachen und Necken sich dort die Zeit vertrieb.

Die Geschwister von Brenden waren nicht mitgegangen, sie fanden die Abendluft zu gefährlich und Nettchen hatte ihr Tuch nicht bei sich.

Die beiden Versmalen und Karl Stein hielten sich mehr zu Leonie, während Victor Duval und Philipp Erlen mit Hermine scherzten und ihr Kränze flochten. Ein Zufall ließ Leonie eine Frage an Victor richten, so daß auch dieser mit ihr und den drei andern jungen Leuten vorausging, während Philipp mit Hermine zurückblieb.

Ein Kranz, den Victor Hermine aufgesetzt hatte, ging auseinander und Philipp, welcher ebenfalls einen Kranz geflochten hatte, sagte: „Lassen Sie mich Ihnen

diesen aufsetzen; aber so kann ich es nicht, Sie müssen sich dabei niedersetzen."

„Sie verlangen viel," sagte Hermine, aber sie setzte sich an einem Abhang nieder, und Philipp kniete hinter ihr, um ihr den Kranz aufzusetzen.

„Er war wohl für Leonie bestimmt," meinte sie, indem sie vor sich niedersah.

„Das weiß ich selbst nicht mehr, aber er steht Ihnen so gut, daß er jedenfalls Ihnen zukommt."

„Das können Sie ja gar nicht sehen."

„Als ob ich mir Ihr Gesicht nicht vorstellen könnte, ohne Sie anzusehen!"

„Wie sehe ich denn aus?"

„Dunkelbraune Augen, durchsichtigen Teint, kleinen Mund, zweiunddreißig Zähne, ein kleines Fleckchen auf der linken Wange —"

„Falsch! auf der rechten."

„Sicher auf der linken, aber Sie haben es immer im Spiegel gesehen, und da ist rechts links."

„Es ist wahr. Und weiter."

„Soll ich nur Ihr äußeres Porträt schildern?"

„Glauben Sie denn auch mein Inneres so genau zu kennen?"

„Vielleicht."

„Aber die Andern sind schon so weit fort; wollen wir sie nicht aufsuchen?"

„Die werden von selbst zurückkommen, lieber hörte ich nun einmal mein Porträt von Ihnen schildern."

„Sie würden sich selbst häßlich finden."

„Meinen Sie, lassen Sie einmal hören."

„So kommen Sie mit."

Hermine lief voraus und Philipp folgte ihr. Sie blieb am Rande eines kleinen Grabens stehen, in welchem sich klares Wasser befand.

„Hier," sagte sie, „sehen Sie nur einmal hinein, dann werden Sie Philipp Erlen unendlich viel ähnlicher erblicken, als ich ihn schildern kann."

„Aber inwendig, Hermine."

„Davon verstehe ich nichts. Ich denke, Sie sind wie die meisten jungen Leute."

„Wie Karl Stein?"

„Nein, der ist steif und launig."

„Wie die Versmalen?"

„Das sind unbedeutende Menschen, von denen keiner wagt, eine eigene Meinung zu haben."

„So. Wie Victor also?"

„Der alte Philister! Nein, ich glaube, Sie sind etwas besseres, oder Sie müssen darnach trachten, es zu werden."

„Und dann?"

„Nun, das wird Sie glücklich machen."

„Das meine ich nicht!"

„Aber mein Gott, was soll ich Ihnen denn versprechen? Soll ich sagen, dann werde ich Sie heirathen?"

„Dann wäre es doch noch der Mühe werth, besser zu werden. Glauben Sie mir, Hermine, ich halte von Niemand mehr, als von Ihnen."

„Das ist recht erfreulich für mich und ich — ich halte von Ihnen genau ebenso viel. Aber da kommt Leonie."

Und schneller als Philipp denken konnte, sprang sie auf und lief zu ihrer Schwester, die sich überall nach ihr umsah.

„Wo warst Du?" fragte Leonie mit dem Tone, als wäre sie die ältere Schwester.

„Wir haben nach den Fischen gesehen."

„Und sind welche da?" fragten die Versmalen eifrig, indem sie sich an Hermine und Philipp anschlossen, während Leonie mit Karl Stein und Victor folgte.

Leonie schien großes Gefallen daran zu finden, den etwas mürrischen Karl fortwährend zu necken. Hermine wendete sich zu Victor, indem sie sagte:

„Ich bin recht müde, darf ich mich auf Sie stützen."

Victor reichte ihr den Arm und Philipp mußte mit ansehen, wie sie lustig mit diesem flüsterte und lachte. Bald hatten die jungen Leute die Stadt erreicht, und man begleitete die beiden Fräulein Degeling nach Hause.

„Ich habe Ihr Porträt nicht vollendet," sagte Philipp flüsternd zu Hermine, während sie warteten, bis die Thür des Bürgermeisters geöffnet wurde, „ich hätte hinzusetzen müssen, daß sie nicht frei von Coketterie sind."

„Und ich, wenn ich Ihr Porträt schildern wollte, dürfte nicht vergessen, daß Sie den Fehler haben, eifersüchtig zu sein."

„Wenn man Jemand lieb hat, ist man stets eifersüchtig."

Hermine beantwortete diese Worte mit einem so freundlichen und einnehmenden Blicke, daß er ihr keinen Augenblick länger zürnen konnte; er wollte etwas sagen,

aber in demselben Augenblicke wurde die Thür geöffnet und nach einem kurzen Abschiede traten die Schwestern in das Haus. Die jungen Leute trennten sich ebenfalls und Philipp ging mit Karl Stein schweigend und in Gedanken versunken bis nach dem Pfarrhause, worauf er das Haus seiner Eltern aufsuchte.

Zweites Capitel.

Es war spät, als Philipp nach Hause kam, spät wenigstens für Rothenburg. Die Familie Erlen war bereits in voller Zahl in der großen Wohnstube versammelt, wo das Abendessen auf dem Tische stand. Es war ein höchst einfaches Abendbrot, ebenso wie die Möbeln und Verzierungen des Zimmers bewiesen, daß kein Ueberfluß dort herrschte. Alles war altmodisch und verbraucht und zeigte das dringende Bedürfniß nach Auffrischung und Ergänzung, dem aber leider nicht entsprochen werden konnte.

Auch die vier Bewohner, welche bereits an dem Tisch saßen, zeigten in ihrem Aeußern keine Spur von Wohlstand, denn die Kleidung der Frau Erlen und ihrer beiden Töchter, die bereits hoch in den Zwanzig waren, war außerordentlich einfach und bürgerlich. Ebenso erschien auch der Hausvater, der durch die Art, wie er seinen Schnurrbart trug und seine ganze Haltung, an seinen frühern Stand erinnerte. Er hörte sich denn auch noch jetzt lieber Herr Hauptmann als Herr Steuereinnehmer nennen. Der Hauptmannstitel bestand zwar

auch nur in der Einbildung, denn er hatte als Lieutenant seinen Abschied erhalten.

Obgleich Erlen in früherer Zeit einer der lebenslustigsten jungen Officiere war, so konnte man davon jetzt wenig mehr bemerken. Die tiefen Runzeln, die sein Gesicht nach allen Richtungen durchschnitten, die hochroth gefärbte Haut, die seine Backenknochen bedeckte, das straffe borstige Haar, das unter der Mütze zum Vorschein kam, Alles dies ließ kaum mehr daran glauben, daß er einst lebenslustig und liebenswürdig gewesen sein sollte. Auch in seinem Benehmen war er kurz, gebietend, unfreundlich und zurückhaltend, so daß er sich und Andern das Leben schwer machte. Zwar konnte man nicht sagen, daß er irgend Jemand Unrecht that, im Gegentheil, er hatte immer Recht. Sein Thun war stets der Ausfluß von strenger Pflichttreue, er war unbestechlich ehrlich, kleinlich rechtschaffen und unerbittlich in Allem, was Ehre und Pflicht verlangte, obgleich er niemals zu Chikanen und Nergeleien die Hand bot. So war er in allen Dingen ein unantastbarer Charakter, aber im Umgang unausstehlich. Namentlich war er im häuslichen Kreise wenig liebenswürdig. Frau Erlen war eine ganz andere geworden unter der Herrschaft dieses eisernen Charakters. Die weibliche Sanftmuth hatte sich abgestumpft durch die vergebliche jahrelange Anwendung auf das verhärtete Herz ihres Gatten. Da aber das Gefühl einer Frau sich in irgend einer Weise äußern muß, hatte sie ihre Zuflucht zur Religion genommen. Das Leben galt ihr nur als ein vorübergehender Zustand der Seele, eine Prüfung, eine Uebung,

und sie hoffte jenseits, wo man nicht freit und gefreit wird, vollkommen glücklich zu sein. Dies letztere gestand sie sich zwar nicht selbst ein, aber der Gedanke, ewig mit dem Steuereinnehmer Erlen verbunden zu sein, mußte selbst die frommste Christin abschrecken. Sie hatte sich denn auch einen Himmel nach ihrem eigenen Wunsch und Willen geschaffen und das war der wahre Himmel, auch in anderer Beziehung war ihre religiöse Ueberzeugung die wahre Wahrheit. Selbst der Pastor Stein gefiel ihr nicht, es war Schade um den Mann, er meinte es vielleicht gut, aber es war doch nicht das Wahre.

Frau Erlen war in ihrer Jugend schön gewesen, man konnte es ihr noch ansehen, obschon sie gegenwärtig eher Alles als schön war. Der unzerstörbare Ernst ihres Gesichtes hatte so etwas Düsteres, daß man sich mehr abgestoßen als angezogen fühlte. Dazu kam noch, daß sie zu wenig von der Welt hielt, um sich in ihrer Kleidung darnach zu richten, außerdem waren ihre Verhältnisse nicht derart, daß sie viel für ihre äußere Erscheinung thun konnte. In ihrer Jugend hatte sie allerdings geglänzt und es war nichts zu kostbar für sie gewesen. Das hatte aber nur so lange gedauert, als sie in ihrem väterlichen Hause lebte; nachdem sie verheirathet war, was halb und halb gegen den Willen ihres Vaters geschah, hörte dies auf, denn der alte Herr Fastemann kleidete sich nicht früher aus, bevor er zu Bette ging und bis jetzt war er noch aufgeblieben.

Vielleicht war in diesem Umstande die ganze Erklärung des Lebensgeheimnisses von Herrn und Frau Erlen

zu finden. Erlen war Secondelieutenant, als er sich mit Sophie Fastemann verlobte. Die Verlobung dauerte sieben Jahre, während welcher Zeit er zum Premierlieutenant aufrückte, aber noch immer keine Aussicht hatte, eine Frau ernähren zu können. Der Schwiegervater hatte ein für alle Mal erklärt, daß er nichts mitgeben werde; er habe mit nichts angefangen und daher könne sein Schwiegersohn auch sorgen, daß er selbst durch die Welt käme. Die Verlobten hofften, der reiche Fastemann werde wohl zur Einsicht kommen, wenn sie erst getraut wären, und dann konnte er ja auch nicht ewig leben. Der Lieutenant nahm die Civilversorgung an und verheirathete sich mit Sophie. Sie hofften später, daß der alte Fastemann sich ändern werde, wenn er sein erstes Enkelchen sähe. Aber ach! ein Enkelchen kam nach dem andern, aber außer einem Geldgeschenk zum Geburtstage und Neujahr, gab der Alte nichts her. Erlen war zu stolz, um etwas zu verlangen, und so stand er nun seit zwanzig Jahren in Rothenburg und aus dem lebenslustigen Lieutenant war ein bejahrter Mann und aus der hübschen Sophie eine alte Dame geworden. Die Kinder waren aufgewachsen und auch der zuletzt geborene Sohn hatte die Kinderschuhe ausgetreten, ohne daß der alte Fastemann Miene gemacht hatte, zu Bette zu gehen und sich daher auszukleiden. Jede Verbindung zwischen Vater und Tochter hatte nach und nach aufgehört. Man wußte in Rothenburg nicht einmal, ob Erlen's Schwiegervater noch lebte.

Im andern Fall würden Käthchen und Susanne vielleicht keine alte Jungfern geworden oder auf dem

Wege sein, es zu werden. Allerdings waren die armen Mädchen auch nicht sehr anziehend, denn durch den einseitigen Umgang mit ihren Eltern hatten sie in Lebensweise und Kleidung so etwas übertrieben Bürgerliches bekommen, daß kein junger Mann sich besonders zu ihnen hingezogen fühlte. Sie waren daher im elterlichen Hause verblieben und trösteten sich auf dieselbe Weise, wie ihre Mutter, was die Aussichten auf eine irdische Heirath eben auch nicht verbesserte. Zwei jüngere Schwestern und zwei Brüder waren früh gestorben.

Der zuletzt gekommene Philipp machte das Sprichwort, der Apfel fällt nicht weit vom Stamm," nicht zu einem wahren Worte, denn er war, im Gegensatze zu der fortwährenden Verdrießlichkeit des Vaters, dem stillen Trübsinn der Mutter und der Eingezogenheit der Schwestern, die Fröhlichkeit und Lebenslust selber. Achtzehn Jahre hatte er nun in diesem Kreise gelebt, aber er ließ sich weder durch die ernsthaften Vorstellungen seines Vaters, noch durch die frommen Ermahnungen seiner Mutter, oder durch die überirdischen Schwärmereien seiner Schwestern davon abhalten, so unbesorgt als möglich zu leben und sich an alle jungen und fröhlichen Menschen im Städtchen anzuschließen. War jedoch die Familie nicht im Stande, auf ihn einzuwirken, so hatte auch er im Gegensatze durchaus keinen Einfluß, und er hatte seit langer Zeit keinen Versuch mehr gemacht, irgendwie die Lebensweise zu Hause zu ändern.

Auch jetzt nahm er schweigend am Tische Platz. Sein Vater warf einen Blick auf die alte Uhr, die in der Ecke des Zimmers hing. Es waren noch fünf

Minuten vor acht Uhr und darum noch keine Veranlassung, über das Zuspätkommen zu schelten. Gleich darauf legte Frau Erlen ihre Arbeit nieder. Erlen faltete die Zeitung zusammen und bald sang der Theekessel seine eintönige Melodie.

„Steht etwas in der Zeitung, Vater?“ fragte Philipp.

Der alte Erlen sah seinen Sohn einen Augenblick schweigend an, als ob er über die Frage ernstlich nachdenken müsse und eine geheime Absicht darin vermuthe. Endlich antwortete er: „Nichts, das für Dich wichtig wäre.“

„Das kann man nicht wissen; darf ich einmal hineinsehen?“

„Man liest keine Zeitung, wenn man bei Tische sitzt.“

Philipp schwieg und da die Andern auch schwiegen, konnte man nicht behaupten, daß das Zusammensein besonders unterhaltend gewesen wäre. Man hörte nur den Pendelschlag der Hausuhr und die Stricknadeln der Frau Erlen. Selbstverständlich war vor dem Beginn des Abendbrots ein langes stilles Gebet gehalten worden; dasselbe geschah zum Schlusse. Endlich stand die Familie auf. Der Steuereinnehmer zündete seine Pfeife an, die Töchter räumten den Tisch ab, Frau Erlen griff nach der Bibel und Philipp hatte sich die Zeitung herbeigeholt.

„Es sterben jetzt viele alte Menschen,“ sagte er, indem er die Anzeigen durchsah. Die Schwestern sahen ihn mißbilligend an, denn sie fanden es unehrerbietig, so von den Todten zu sprechen.

„Was meinst Du?“ fragte Erlen in strengem Tone.

„Daß so viele alte Menschen sterben,“ wiederholte Philipp.

„Wenn Du damit keine besondere Bedeutung verbindest, hättest Du die Bemerkung zurückhalten können.“

„Bedeutung? Ach nein, es kam mir nur so in den Mund, weil hier drei Menschen über siebenzig in der Todtenliste stehen.“

„Du solltest wissen, daß die Anzahl der Sterbefälle und das Alter der Gestorbenen, wie alle andern socialen Erscheinungen, an bestimmte Regeln gebunden sind,“ fuhr der Steuereinnehmer in barschem Tone fort, „wenn Du das gewußt hättest und die Wissenschaft der Statistik kenntest, würdest Du solch' ungereimte Bemerkung gar nicht machen.“

„Diese Wissenschaft hat ebenso viele Ausnahmen als Regeln,“ sagte Philipp.

„Das ändert nichts. Eine Regel wird durch Ausnahmen eher befestigt als umgeworfen.“

„Nun, dann möchte ich wohl, Großvater helfe die Regel auf eine andere Weise befestigen, als indem er jedes Jahr seinen Geburtstag feiert. Heute wird er neunundachtzig Jahre alt.“

Daß Philipp dieses alles ohne Unterbrechung sagen konnte, war nur dem großen Erstaunen seines Vaters zuzuschreiben, denn niemals wurde der Name des Großvaters Fastemann genannt, viel weniger eine Anspielung auf sein Vermögen gemacht. Und nun gab Philipp plötzlich zu erkennen, daß er Großvaters Tod wünsche.

„Wer hat Dich gelehrt, auf irgend Jemandes Tod

zu warten?" fragte der Steuereinnehmer, indem er seinen Sohn starr ansah und drei große Rauchwolken von sich blies.

„Mir scheint, das ist ganz natürlich, Vater; wir leben so einfach und eingeschränkt und wenn Großvater stürbe, würden wir ganz andere Menschen sein."

„Wir würden ganz andere Menschen sein!" wiederholte der Steuereinnehmer, indem er Wort für Wort langsam nachsprach; „würdest Du ein ganz anderer Mensch sein?"

„Nun, wenigstens —"

„Du thätest besser, wenn Du an solche Dinge nicht dächtest; ich ersuche Dich, in meiner Gegenwart über diese Angelegenheiten zu schweigen."

„Aber, Gott im Himmel, Großvater ist ein Mensch wie jeder andere, ausgenommen, daß er neunundachtzig Jahre alt ist."

„Ich bitte Dich zu schweigen," wiederholte der Steuereinnehmer mit Nachdruck, „ich begreife nicht, wie Du Dich um so etwas bekümmern kannst. Geh' zu Bette!"

Philipp stand auf, wünschte gute Nacht und indem er die zwei Treppen zu seinem Bodenkämmerchen emporstieg, überlegte er bei sich selbst, wie es möglich sei, daß sein Vater nichts von Großvaters Tode hören wolle, wodurch sie doch in ganz andere Verhältnisse gerathen würden. Er für sein Theil hatte öfter daran gedacht, seitdem er wußte, daß der alte Fastemann Vermögen besaß, und grade an diesem Tage war er mehr als je daran erinnert worden. Er hatte nämlich des Morgens zufällig in der Familienbibel den Geburts-

tag des Großvaters verzeichnet gefunden und den ganzen Tag über verfolgte ihn der Gedanke an die große Ziegelbrennerei des neunundachtzigjährigen Mannes und der Umstand, daß dieser doch nicht ewig leben könnte, ließ allerlei Pläne bei ihm entstehen. Vielleicht hatte ihm dies auch den Muth zu dem Gespräch mit Hermine gegeben, welches ungereimt erschien, wenn man seine gegenwärtigen Verhältnisse in's Auge faßte, aber weniger albern war, wenn man den Erben des alten Fastemann in ihm sah. Was war natürlicher, als daß er am Abend das Gespräch auf den Großvater brachte; er konnte nicht begreifen, weshalb der Vater die Sache so ernsthaft nahm und gar nicht daran erinnert sein wollte. Bestand vielleicht eine Ursache, die ihm die Hoffnung auf die Erbschaft überhaupt benahm, oder war es nur seine gewohnte Manier, alle Wünsche und Hoffnungen zu unterdrücken und sich ausschließlich nur mit dem zu beschäftigen, was die Pflicht im Augenblick ihm vorschrieb?

Während Philipp so nachsann, war auch sein Vater in Gedanken vertieft. Das Gespräch mit seinem Sohne hatte ihm allerdings wieder Dinge in den Kopf gebracht, mit denen er sich sonst nicht mehr aufhielt. Als er heirathete, hatte er auf eine Zulage von seinem Schwiegervater gerechnet und als diese Hoffnung nicht in Erfüllung ging, war er wohl manchmal auf den Gedanken an Fastemann's Tod gekommen, nun aber war er selbst ein alter Mann geworden und der alte Fastemann schien so eisenfest zu sein, daß er hundert Jahre alt werden konnte. Wozu also dies Hoffen und Harren auf ein

Ereigniß, das jedenfalls doch zu spät kommen würde, um auf seine Verhältnisse von großem Einflusse zu sein! Er wollte nicht mehr an die Erbschaft denken. Philipp hatte ihn nun wieder daran erinnert. Es konnte doch sein, daß der alte Fastemann keine hundert Jahre alt wurde, er war nun neunundachtzig, jedes Jahr konnte sein letztes sein und dann war alle Sorge beendigt. Der Steuereinnehmer konnte sich dann endlich frei bewegen und nach langen Jahren der Mühsal und Einschränkung sollte eine Zeit des ruhigen Genusses kommen. Seine Frau und Töchter sollten nicht länger Sclavinnen der häuslichen Arbeit sein, sein Sohn sollte eine Erziehung erhalten, wie sie ihm zukam. Ach, die Jugend dieses Sohnes ging vorüber, wie die beste Zeit für die Mädchen vorüber war, das Vermögen kam wahrscheinlich, wenn es zu spät war. Erlen blies dicke Rauchwolken von sich, als Symbol der Pläne, die er in seinem Leben in Rauch hatte aufgehen sehen. Wozu mußte ihn auch der Junge an den Großvater erinnern, von dem er selbst seit zwanzig Jahren kaum ein Lebenszeichen erhalten hatte? War dies auch gut? War es richtig gehandelt? Der Steuereinnehmer ging mit großen Schritten auf und ab. Was würde ich thun, wenn mein Schwiegersohn sich so wenig um mich bekümmerte, sagte er zu sich selbst. Und warum ließ ich ihn links liegen? Warum? Weil der alte Mann denkt, daß es mir nur um sein Geld zu thun gewesen sei. Ich habe sein Geld nicht nöthig gehabt, ich habe darauf verzichtet, mag er damit thun, was er will, ich verlange es nicht. Hier wurde sein Schritt noch schneller. Sein

Ehrgefühl empörte sich dagegen, daß er auf eines Andern Besitz rechnen könne, aber dann trat die Liebe für seine Kinder wieder vor seine Seele. Er stand still und setzte dann langsam seine Wanderung fort. Ja, um ihretwillen mußte er seinen Stolz beugen, denn wenn der Alte vor seinem Tode einen schlimmen Streich machte, war es noch ärger. Philipp ist achtzehn Jahre alt, der kann den Großvater aufsuchen. Aber zu welchem Zwecke? Damit der Alte doch sagen kann, der Schwiegersohn laufe ihm des Vermögens willen nach. Und das thut er nicht, er will des Alten Geld nicht haben. Die Schritte des Steuereinnehmers waren wieder schneller geworden, aber mit einem Male stand er still. Ein Gedanke stieg in ihm auf, der ihm früher nie gekommen war. Philipp war in dem Alter, daß er an eine Laufbahn denken mußte, denn daß er auf dem Büreau des Vaters schrieb, geschah eben nur, um ihn nicht völlig dem Nichtsthun zu überlassen. Wäre es nun so unnatürlich, wenn er Philipp zum Großvater schickte, um dort sein Brot zu verdienen? Der Großvater hatte Menschen nöthig in seinem Geschäfte und bezahlte dieselben. Philipp suchte Arbeit, die bezahlt wurde; warum sollte der Großvater nicht ebenso gut ihn in seinen Dienst nehmen, wie jeden Andern?

Die Hausglocke schlug zehn Uhr. Morgen weiter darüber nachdenken! sagte der Steuereinnehmer halblaut zu sich selbst. Dann stellte er seine Pfeife in die Ecke gegen den Schornstein, steckte seine Laterne an, machte die Runde durch das Haus und überzeugte sich, daß Alles geschlossen war, nirgends sich Gefahr oder Brand-

geruch zeigte. Dann ging er in die Schlafkammer, dort schloß eben seine Frau die Bibel, was sie gewöhnlich that, sobald sich ihr Mann zur Ruhe begeben wollte. Erlen hatte die Gewohnheit, des Abends nicht viel mehr zu sprechen, er verschloß daher auch jetzt, was ihn bewegte, in sich und beschränkte sich auf die kurze Mittheilung: „Morgen habe ich Dir etwas zu sagen.“

Den andern Morgen vor Tagesanbruch war der Steuereinnehmer seiner Gewohnheit nach aufgestanden. Er machte seinen gewöhnlichen Spaziergang und kam dann zum Frühstück, aber die versprochene Mittheilung verschob er für den Abend. Den Tag über wurden die Obliegenheiten des Büreaus und der Haushaltung von den einzelnen Gliedern der Familie ganz wie gewöhnlich besorgt. Der Vater hatte Philipp kurz angedeutet, daß er diesen Abend zu Hause bleiben solle, da er ihm etwas zu sagen habe. Das ungewöhnliche Ereigniß, daß der Vater etwas zu sagen hatte, spannte bei Allen mehr oder weniger die Erwartung.

Nach dem Abendbrote setzte sich Erlen auf seinen gewöhnlichen Platz, zündete seine Pfeife an, legte sein Buch vor sich hin und nachdem er ein paar kräftige Züge aus der Pfeife gethan hatte, sagte er: „Es ist für Philipp Zeit, daß er sich eine Stelle sucht.“

„Aber er hat doch eine Stellung,“ sagte Frau Erlen, indem sie ihre Stricknadeln ruhen ließ. Auch die Töchter stellten ihre Arbeit ein und sahen den Vater verwundert an.

„Er hat keine Stellung, die sich für ihn gehört,“

sagte der Vater, „er muß sehen, daß er selbst für seinen Unterhalt sorgt.“

„Nichts lieber als das,“ entgegnete Philipp, „wenn ich nur weiß, wie.“

„Du hast Deine Sprachkenntnisse,“ fuhr der Steuereinnehmer fort, indem er seinen Sohn streng ansah, „hast tüchtigen Schulunterricht gehabt und bei mir Einblicke in die Geschäftsführung bekommen, Du weißt also genug für den Anfang.“

„Und womit soll ich anfangen?“

Der Steuereinnehmer gab hierauf keine Antwort, denn er hatte noch nicht ausgesprochen. Um den Sohn keinen Augenblick auf den Gedanken zu bringen, daß seine Kenntnisse etwas zu bedeuten hätten, fuhr er eindringlich fort: „Mit Eifer und gutem Willen kann man durch die Welt kommen auch mit geringen Kenntnissen. Die Frage ist nur, wie man sie anwendet und zu wessen Vortheil.“

Philipp nickte stillschweigend und erwartungsvoll. Nun sollte die Hauptsache kommen.

Erlen schwieg einen Augenblick, nahm dann einen kräftigen Zug aus seiner Pfeife und sagte, als ob er durchaus nichts Außergewöhnliches bemerke: „Du gehst zu Anfang der nächsten Woche zu Deinem Großvater, um ihn zu fragen, ob er Arbeit für Dich hat.“

„Zu Großvater Fastemann?“ rief Philipp in der höchsten Ueberraschung aus.

Frau Erlen sah über ihre Brille ihren Mann mit einem Ausdruck an, der nicht wiederzugeben war. Hätte er gesagt, daß er sich von ihr scheiden lassen und eine

andere Frau nehmen wolle, so würde sie darüber nicht mehr verwundert gewesen sein. Käthchen und Susanne sahen zuerst sich gegenseitig, dann ihren Vater, darauf die Mutter und endlich ihren Bruder an, und da dies Manöver sie durchaus nicht weiter brachte, so sahen sie wieder vor sich nieder, jede auf ihre Arbeit.

Erlen that nicht das Geringste, um der Ueberraschung entgegen zu treten. In demselben kalten belehrenden Tone fuhr er fort: „Für das Reisegeld müssen wir uns ein Opfer auferlegen, oder vielmehr, ich werde Dir einen Vorschuß geben, den Du mir von Deinem ersten Verdienste zurückbezahlen kannst. Deine Kleider sind gut genug, die Mutter wird sorgen, daß sie ganz sind. Am Dienstag Morgen kommt das Dampfboot hier vorüber.“

„Wir müssen dem Großvater aber doch zuvor schreiben,“ sagte Frau Erlen, indem sie sich von ihrer Ueberraschung erholte.

„Wir müssen nicht schreiben,“ erwiederte Erlen, „denn unser Brief würde ihn eben so sehr überraschen, wie Philipp's Ankunft selbst. Philipp nimmt die nöthigen Papiere mit, um seine Identität zu beweisen, das ist genug.“

„Und wenn Vater nicht darauf eingeht?“.

Dann geht er eben nicht darauf ein,“ sagte Erlen, als ob mit dieser Antwort die ganze Frage erledigt sei. In gewissem Sinne war dies auch wirklich der Fall.

„Und was soll ich dem Großvater sagen?“ fragte Philipp.

„Du wirst ihm sagen, daß Dein Vater niemals

Unterstützung von ihm verlangt hat, daß er selbst für die Bedürfnisse seiner Familie sorgt, daß Du aber jetzt in das Alter gekommen bist, wo Du Dein Brot selbst verdienen und eine Beschäftigung suchen mußt, und daß Du ihm Deine Zeit und Deine Thätigkeit anbietest, so wie Du sie jedem Andern für Geld anbieten würdest. Verstanden?"

„Ach, Vater, verstanden habe ich es wohl, aber —"

„Dann gibt es kein Aber. Dienstag Morgen um halb acht Uhr geht das Boot hier vorüber; Du wirst sorgen, bis dahin Deine Arbeit so weit im Stande zu haben, daß ich sie übernehmen kann."

„Aber Erlen, Du hast immer gesagt, daß Du Philipp auf Deinem Büreau nicht entbehren könntest."

„Das habe ich niemals gesagt; ich habe nur gesagt, daß auf dem Büreau für zwei Arbeit sei und da ich nun wieder allein bleibe, werde ich eben für zwei arbeiten müssen."

„Reist Philipp allein?" wagte Susanne zu fragen.

Der Steuereinnehmer sah seine Tochter eine Weile starr an, als denke er darüber nach, welche strafende Antwort auf eine so alberne Frage gehöre, endlich antwortete er nur kurzweg: „Ja!" Dann rückte er sein Buch näher heran und begann zu lesen. Die Conferenz war abgelaufen.

„Kann ich ausgehen, Vater?" fragte Philipp.

„Du kannst ausgehen, aber ich rathe Dir, mit Niemand von dem Plane zu sprechen. Es ist unsere Angelegenheit und darum hat sich sonst Niemand zu bekümmern."

Philipp stand auf und verließ das Zimmer und bald darauf das Haus, um draußen in der Einsamkeit über den Plan nachzudenken, den sein Vater ihm mitgetheilt hatte und der den entscheidendsten Einfluß auf sein weiteres Leben ausüben sollte.

Drittes Capitel.

Gegen halb acht Uhr sollte das Boot vorüber kommen, zu welchem von Rothenburg aus die Passagiere durch eine Fähre gebracht wurden. Philipp war vor halb Sieben schon vollständig bereit, die Reise zu unternehmen, sein Herz klopfte heftig, er hatte die letzten Tage in großer Aufregung verbracht, und je weniger diese Aufregung getheilt wurde, um so stärker wurde sie.

Der Steuereinnehmer hatte nur noch mit ihm über die Abwicklung der vorliegenden Geschäfte gesprochen. Frau Erlen beschränkte sich darauf, über seine Ausstattung einige Fragen und Bemerkungen zu machen. In der Sorge um seine Kleider wurde sie von ihren Töchtern unterstützt, die auch nicht viel über die Veränderung sprachen. Man wußte ja doch noch nicht, ob Philipp bei seinem Großvater bleiben werde, und wenn dies geschah, so war die Entfernung ja keine sehr große. Auch war Philipp in seinem ganzen Wesen so verschieden von den andern Gliedern der Familie, daß seine Abreise keine gar zu große Lücke hinterließ. Selbst

den letzten Abend blieb Alles ruhig, und es wurde weder ein Abschiedsfest gefeiert, noch viel über die Veränderung gesprochen. Der Steuereinnehmer selbst unterdrückte von jeher jede Aufwallung von Gefühl, und so war man es denn in dem Hause nicht anders gewöhnt. Zwar begleitete er den Sohn am andern Morgen zu der Fähre, aber mehr wie eine Wache als wie ein Vater, der seinen Sohn begleitet. Was sollte er ihm auch sagen? Väterliche Ermahnungen in der letzten Stunde hielt er nicht für wirksam, und zum Austausch von Gefühlen war er nicht geschaffen.

„Du sagst Deinem Großvater, daß Du Dein Brot bei ihm verdienen willst,“ begann er.

„Ja, Vater, aber wenn er sich weigert, soll ich ihn dann dringend angehen?“

„Er wird sich nicht weigern. Dein Großvater ist ein rechtschaffener Mann, und was Du von ihm verlangst, ist nicht mehr als billig. Du verlangst keine Unterstützung, sondern Arbeit.“

„Und wenn er keine Arbeit für mich hat?“

„So wird er dafür sorgen, Dir welche zu verschaffen.“

„Weißt Du das so sicher, Vater? Ich dachte, daß Du mit Großvater nicht auf gutem Fuße ständest.“

„Auf sehr gutem Fuße. Ich habe nie etwas von ihm verlangt und bin ihm nie mit Klagen zur Last gefallen; vor diesen beiden Dingen hat Dein Großvater den meisten Widerwillen, ich habe also Alles gethan, was er wünschen konnte.“

„Und wenn Großvater nun anders darüber dächte

und es übel aufgenommen hätte, daß wir uns so lange Zeit gar nicht um ihn bekümmert haben?"

„Das wird er nicht, davon bin ich überzeugt. Er wird Dir Arbeit geben und Du hast Dich dann um sonst nichts zu bekümmern, als Deine Pflicht zu thun."

„Das verspreche ich Dir, Vater," sagte Philipp, dessen Gemüth von dem Gefühl des Abschieds weich gestimmt war. Aber der alte Erlen schien auf dies Versprechen kaum zu hören, denn seiner Ansicht nach that man seine Pflicht, wenn man ein ehrlicher Mann war, und war man das nicht, dann halfen alle Versprechungen und Eide nichts. Sie waren bei der Fähre angelangt. Ein paar Bäuerinnen mit Körben, ein Handwerksmann mit seinem Arbeitsgeräth und ein Geschäftsreisender warteten dort bereits, bis der Fährmann das Zeichen zum Einsteigen geben würde. Dieser plauderte mit einem Schiffer, der seinen Kahn ausbesserte. Als Erlen heran kam, griff der Fährmann an die Mütze und fragte: „Wollen Sie verreisen, Herr Steuereinnehmer?"

„Mein Sohn," antwortete Erlen.

Alle Blicke, die zuerst auf Erlen gerichtet waren, gingen nun auf seinen Sohn über.

„Weit?" fragte der Fährmann.

„Nach Reizenort."

Die Bäuerinnen sahen mit Bewunderung auf den jungen Mann, der eine so weite Reise machen sollte, der Geschäftsreisende fand die Sache so unbedeutend, daß er that, als habe er gar nichts gehört, und der Zimmermann meinte, es sei ein ganzes Ende bis dahin.

Philipp fühlte sich als wichtige Persönlichkeit, aber es wurde ihm doch ein wenig bange vor der Reise, da er niemals aus Rothenburg herausgekommen war, und dies Gefühl vermehrte sich, als nun der Fährmann die Ankunft des Bootes verkündigte.

Der Geschäftsreisende nahm sein zierliches Lederkofferchen in die Hand, die Bäuerinnen schlossen sich eilig an und langsam folgte der Handwerksmann. Philipp's Herz klopfte gewaltig, er konnte so nicht von seinem Vater scheiden, denn so mürrisch, kurz und einsilbig dieser auch sein mochte, er war doch ein braver und ehrlicher Mann, das fühlte Philipp so recht in diesem Augenblicke. Mit einem Male wendete er sich um, schlug beide Arme um seines Vaters Hals und küßte ihn.

„Es ist Zeit, mein Junge," sagte Erlen zu seinem Sohn, indem er dessen beide Hände drückte, in einem Tone, den Philipp sich nicht erinnerte je von ihm gehört zu haben, „es ist Zeit; mache Deinem Namen Ehre." Dies war das einzige herzliche Wort des Abschieds und zugleich die einzige Ermahnung, die er seinem Sohn auf den Lebensweg mitgab.

Kurze Zeit darauf stand Philipp im Boote. Erlen machte noch eine kleine Bewegung mit der Hand und griff an die Mütze, um die übrigen Passagiere zu grüßen, dann kehrte er sich um und ging in dem gewohnten kräftigen Schritt nach Hause, wo er heute auf seinem Büreau viel zu thun hatte, um die verlorene Zeit wieder einzuholen. Frau Erlen hatte an

diesem Tage mehrmals feuchte Augen und die beiden Schwestern seufzten wiederholt.

Nachdem die Passagiere aus der Fähre eingestiegen waren, setzte das Dampfboot pustend und dampfend seine Fahrt auf dem Flusse fort. Die Einsteigenden wurden mit der gewöhnlichen Neugierde gemustert. Der Handwerksmann blieb an der Treppe stehen, da er bald wieder aussteigen mußte, der Geschäftsreisende war rasch in die Kajüte hinunter gestiegen und die beiden Bäuerinnen hatten den gewohnten Platz mit ihren Körben aufgesucht. Philipp wußte nicht, ob er rechts oder links gehen sollte, er blieb deshalb mit seiner Reisetasche in der Nähe der Maschine stehen.

Der Conducteur nahte sich ihm und fragte: „Erste oder zweite Classe?"

„Zweite Classe."

„Wenn ich bitten darf, an jener Seite zu bleiben," sagte der Conducteur, ohne den jungen Menschen weiter anzusehen, und deutete mit der Hand über die Schulter, um jenem die Richtung recht deutlich zu machen. Philipp hatte ein Gefühl, als ob er weggeschickt werde, er erröthete und sah sich um, ob Jemand diese Erniedrigung bemerkt haben könne. Niemand hatte darauf geachtet, mit Ausnahme eines bleichen magern Mannes, der, die Hände in den Taschen seines grauen Rockes, unbeweglich auf dem Verdeck stand und nach dem Steuermann sah.

„Ich wußte nicht, daß ich hier nicht sein durfte," sagte Philipp, um sich gegen diesen einzigen Zeugen zu entschuldigen. Der Graurock zuckte mit einem leichten Lächeln die Achseln, was ebenso gut bedeuten konnte,

daß ihm die Sache höchst gleichgiltig sei, wie auch, der Conducteur sei ein Narr, um so etwas zu erwähnen. „Es sind Viele in der ersten Classe, die nicht dahin gehören," murmelte er halblaut.

„Wie spät werden wir ankommen?" fragte Erlen, um das Gespräch fortzusetzen, aber der Andere, der entweder dazu keine Lust verspürte, oder die Frage gar nicht verstanden hatte, antwortete nicht und wendete sich um, die Passagiere mit forschenden Blicken betrachtend. Abermals machte sich ein beschämendes Gefühl bei Philipp geltend, denn es schien ihm, daß er zum zweiten Male eine alberne Figur gespielt habe. Er ging nun nach dem zweiten Verdeck, und als er dort keine Gesellschaft fand, die ihm zusagte, sah er eine Weile dem Koch zu, wie dieser ein Huhn rupfte, dann nahm er einen Feldstuhl, setzte ihn zwischen einige Körbe und Fäßchen nieder und nahm darauf Platz, um ein wenig an Rothenburg zurückzudenken, wo man ihn nicht so mißachtete wie hier, sondern ihn immer die erste Rolle pielen ließ.

Nach und nach stieg die Sonne höher, und über den Platz für die Passagiere erster Classe wurde ein Zelt ausgespannt, was Philipp abermals auf seine untergeordnete Stellung in der Welt aufmerksam machte. Bald saß er in der vollen Sonnengluth, und die Marktweiber und Arbeiter, die sich besser zurechtgefunden hatten und einen schattigen Platz einnahmen, ließen allerlei Spott- und Stichelreden hören. Dies empörte Philipp und er sann vergeblich auf ein Mittel, sich dieser Lage zu entziehen. Während er sich umsah, begegnete er

dem starren Blick des Fremden im grauen Rocke, der im Schatten des Radkastens saß und ihn anstarrte.

„Nehmen Sie Ihren Stuhl und setzen Sie sich hierher," sagte er, und Philipp folgte dieser Einladung augenblicklich.

Die Andern sahen ihm spottend nach und schwiegen.

„Hier ist es kühler," begann Philipp, um seine Erkenntlichkeit zu erkennen zu geben.

„Ja," war die Antwort.

„Fahren Sie auch bis Arnheim mit?"

„Ja."

„Es ist eine weite Reise."

„Für den, der nicht weiter gewesen ist."

„Ich muß noch weiter und ich bin nie auf der Reise gewesen."

Eine leichte Kopfneigung war der Beweis, daß diese Mittheilung gleichgiltig sei. Darauf blickte der Graurock wieder in sein Buch, aber man konnte wohl bemerken, daß er nicht aufmerksam las, da er fortwährend darüber hinweg nach dem Ufer blickte. Bald darauf zog er eine Brieftasche hervor und nahm Papiere daraus, die er entfaltete und durchsah. Dann legte er sie zusammen und steckte endlich die Brieftasche wieder ein Hierauf blickte er abermals, in Gedanken versunken, vor sich hin. Da mit dem Manne keine Unterhaltung anzuknüpfen war, so richtete Philipp seine Aufmerksamkeit auf das Gespräch, welches einige Leute in der Nähe führten, und zwar, wie es schien, absichtlich laut.

„Man sollte Heinrich Münster in dem feinen Herrn kaum wiedererkennen," sagte der Eine.

„Er hat die Vorliebe für die Farbe beibehalten,“ entgegnete spottend der Andere.

„Wie lange hat er sie doch getragen?“ begann der Erste wieder.

„Zehn Jahre.“

„Nicht länger?“ rief ein Dritter; „das Urtheil lautete doch —“

„Ganz recht, aber er wurde begnadigt; nun, er wird seinen Schaden noch einholen,“ sagte der Erste wieder.

„Jetzt ist er so stolz, daß er Niemand wiedererkennen will,“ meinte ein Anderer.

Diese und ähnliche Anspielungen gaben deutlich zu erkennen, wer der Mann im grauen Rocke war. Er selbst schien nichts davon zu hören und würdigte die Sprecher keines Blickes. Philipp schauderte bei dem Gedanken, daß er mit einem entlassenen Zuchthaussträfling reise und nahm sich vor, auf seiner Hut zu sein; er knöpfte seinen Rock zu und tastete nach seiner Geldbörse. Die Andern bemerkten dies und lachten laut darüber, indem sie unter einander allerlei Anspielungen machten.

Das Boot setzte seine Fahrt weiter fort, und bald darauf stiegen diejenigen, welche sich über den grauröckigen Passagier ausgelassen hatten, aus. Philipp fühlte sich freier, als sie fort waren, er stand auf, als wolle er den Aussteigenden nachsehen, aber er that es nur, um sich von seinem Reisegesellschafter zu entfernen. Dieser schien es nicht zu bemerken. Er hatte wieder seine Brieftasche hervorgenommen und öffnete dieselbe,

als plötzlich ein Schreckensschrei ertönte und fast alle Passagiere über den Haufen geworfen wurden. Unvorsichtigerweise hatte der Mann am Ruder zu viel nach dem Lande gesteuert und das Dampfboot war auf eine Untiefe gerathen.

Es hatte nichts zu sagen, und das Boot verfolgte gleich darauf seinen Weg weiter, so daß die Passagiere mit dem Schrecken davon kamen. Unter denjenigen, welche das Gleichgewicht verloren hatten, befand sich auch der Mann, den Philipp hatte Münster nennen hören. Die Brieftasche war seinen Händen entglitten und die Papiere flogen, vom Winde erfaßt, umher; der Mann faßte, was er greifen konnte, aber trotzdem würden einige in das Wasser gefallen sein, wenn Philipp Erlen nicht mit der Schnelligkeit einer Katze und der ihm angebornen Dienstfertigkeit hinzugesprungen wäre, die Papiere gerettet und sie Münster zurückgebracht hätte.

Dieser nahm sie mit großer Erregtheit entgegen und dankte in einer so lebhaften Weise, wie man sie kaum von seiner Verschlossenheit erwarten konnte. „Sie haben mir einen größern Dienst geleistet,“ sagte er, nachdem er seine Brieftasche eingesteckt hatte, „als Sie vielleicht vermuthen.“

„Es war meine Pflicht, und ich freue mich, daß ich die Papiere noch grade erfassen konnte; es ist ein gutes Vorzeichen für meine Reise.“

„Ist Ihre Reise denn so wichtig?“ fragte Münster, indem er seine Kleider, die von dem Falle etwas schmutzig geworden waren, rein machte.

„Ich suche eine Anstellung.“

„Die ist leichter gesucht als gefunden; haben Sie denn ein bestimmtes Ziel?“

„Ich will meinen Großvater fragen, ob er mich gebrauchen kann,“ sagte Philipp mit der Offenherzigkeit, die seinen Jahren eigen ist.

„Nun, das ist keine schlechte Aussicht. Wer ist Ihr Großvater?“

„Herr Fastemann zu Reizenort. Er hat daselbst eine große Ziegelbrennerei.“

Münster sah ihn mit Ueberraschung an. „Sie sagen, daß Herr Karl Fastemann zu Reizenort Ihr Großvater ist?“

Philipp nickte.

„Um Ihr Großvater zu sein, müßte er Kinder haben und folglich verheirathet gewesen sein.“

„Ganz recht, meine Mutter ist seine Tochter.“

„So, das ist mehr als ich wußte. Und wie alt ist Ihre Mutter?“

„Dreiundfünfzig Jahre.“

„Und Sie sind?“

„Achtzehn vorüber, aber ich habe eine Schwester, die beinahe dreißig Jahre alt ist.“

„Schönes Alter,“ sagte Münster trocken. „Und Sie wissen sicher, daß der alte Fastemann Ihr Großvater ist?“

„So sicher, als ich Ihnen hier gegenüber sitze.“

„Ich bin nun zwölf Jahre bei ihm und habe ihn nie von Blutsverwandten sprechen hören.“

„Sie sind bei ihm?“ fragte Philipp überrascht.

„Ich bin bei ihm," antwortete Münster ganz ruhig; „und was wünschen Sie von ihm?"

„Ich suche eine Stellung, und mein Vater sagte, daß ich ebenso gut bei meinem Großvater wie bei jedem Andern nach Arbeit fragen könnte."

„Das Fragen steht frei. Was haben Sie gelernt?"

„Vier Sprachen."

„Damit können wir nichts anfangen; eine genügt. Was noch mehr?"

„Geschäftsführung."

„Das ist besser. Verstehen Sie sich auf die Ziegelbrennerei?"

„Ich glaube, daß ich sie werde erlernen können."

„Wenn Sie vierzehntausend Steine in einem Tage machen können, dann haben Sie einen geringen Lohn; aber das wird man wohl von Ihnen nicht verlangen. Ich will Ihnen etwas sagen: nöthig sind Sie in keinem Falle auf der Fabrik, aber Sie haben mir einen sehr großen Dienst erwiesen, und wenn Ihr Großvater fragt, ob ich Sie gebrauchen kann, werde ich ja sagen; mehr kann ich nicht für Sie thun."

„Also wollen Sie mein Fürsprecher sein?" rief Philipp erfreut und vergaß ganz, wer derjenige war, der für ihn sprechen wollte.

„Ich will sehen, was sich thun läßt," entgegnete Münster; „Sie sind nicht reich, nicht wahr?"

„Mein Vater lebt von seinem Einkommen und ich habe nichts."

„Dann sind Sie also nicht verwöhnt und werden mit geringer Bezahlung zufrieden sein. Wissen Sie

wohl, Freundchen, daß der Zufall, der Sie mit mir zusammentreffen und mich die Brieftasche verlieren ließ, Ihnen Glück bringt? Ohne dies hätte ich unerbittlich nein gesagt, wenn man mich gefragt hätte, ob wir Sie brauchen können."

„Auch wenn Sie gewußt hätten, daß ich der einzige Enkel des Herrn Fastemann bin?"

„Sie meinen wohl, sobald der Alte stirbt und sein Geschäft an die Familie kommt, würde es Münster nicht schaden, wenn er mit dem Erben auf gutem Fuße stände? Das ist nicht ganz dumm überlegt!"

Münster sprach diese Worte und blickte dabei grade vor sich hin, als ob er mit Jemand spräche, der hinter Philipp stände.

„So weit hatte ich wirklich nicht gedacht, aber nun, da Sie es sagen, sehe ich, daß etwas daran ist," meinte Philipp.

„Vielleicht? Aber merken Sie sich wohl, wenn Sie eine Stellung bei Herrn Fastemann erhalten, daß ich nicht daran gedacht habe. Ich bin nicht gewohnt, aus Eigennutz etwas zu unternehmen, ich thue nichts, was ich nicht für recht halte, aber ich stehe in Ihrer Schuld, oder vielmehr Herr Fastemann, denn in den Papieren, die Sie gerettet haben, steckte mehr, als Sie denken; sie waren Tausende werth," flüsterte Münster.

„Tausende?" wiederholte Philipp erschreckt; „so viel Geld führen Sie bei sich?"

„Wundert Sie das?" entgegnete der Geschäftsführer kühl.

„Ja," sagte Philipp rundweg.

„Meinen Sie, daß man eine solche Summe einem Schurken anvertrauen, oder daß ein Schurke sie zurückbringen würde?“

„Ich halte Sie auch nicht für einen unehrlichen Menschen, aber vorhin habe ich einen seltsamen Eindruck von Ihnen erhalten.“

„Das begreife ich, und um Ihnen diesen zu nehmen, habe ich die Frage gethan. Ich bin offenherzig mit Ihnen, weil Sie jung sind und man jungen Leuten deutlich entgegen treten muß, damit ihre Phantasie sie nicht irre führt. Verstehen Sie mich?“

„Vollkommen, und ich verspreche Ihnen, daß ich niemals über diese Dinge sprechen werde.“

„Das würde ich Ihnen auch nicht rathen, dafür sorgen Andere hinlänglich, aber Sie wissen nun, was Sie davon zu halten haben.“

Münster und Erlen blieben nun zusammen, und in Arnheim nahm der Erstere einen Wagen, um noch vor Abend in Reizenort einzutreffen.

Viertes Capitel.

In einem großen Hinterzimmer, welches die Aussicht auf ein flaches Land hatte, auf dem nur hier und da einige Bäume standen, saß der alte Fastemann in seinem grünen Rocke mit dem hohen Kragen, in welchem er auf die Welt gekommen zu sein schien. Mit Ausnahme des Sonntags sah man ihn immer in demselben Rocke, und man konnte sich das kleine magere Männchen gar nicht anders vorstellen, als wie er jetzt da saß und frühstückte, zu einer Zeit, da andere Menschen noch nicht an das Aufstehen denken. Man sagt, daß alte Menschen weniger Schlaf nöthig haben als junge, und der alte Fastemann schien nahe an dem Zeitpunkt angelangt zu sein, wo er gar nicht mehr zu schlafen brauchte. Er hatte denn auch bald neunzig Jahre auf dem Rücken, aber Niemand konnte es ihm ansehen, denn obgleich sein Gesicht mager und eingefallen war, blickten seine Augen doch noch sehr lebendig, und er war in seinen Bewegungen rasch und hatte seinen Kopf und seine Zunge vollständig in seiner Gewalt, wobei er seine Harthörigkeit gut zu verbergen wußte, so daß

man ihn höchstens für siebzig Jahre halten konnte. Er trug eine Brille, aber nur wenn er allein war, und so saß er denn gegenwärtig und sah die Zeitung durch, worin er jedoch nichts Anderes las, als die Handelsnachrichten und Postberichte. Für Politik hatte er kein Interesse, und um alle andern Vorfälle und Vorkommnisse kümmerte er sich nicht. Mit Schlag sechs Uhr hatte er gefrühstückt, dann erwartete er die Menschen, die etwas von ihm verlangen wollten, denn der alte Herr hatte die Erfahrung gemacht, daß unter hundert Menschen, die zu ihm kamen, neunundneunzig etwas verlangten. Das brachte ihn natürlich zu der Ueberzeugung, daß Niemand nach ihm sehen würde, wenn man ihn nicht nöthig hätte. Freundschafts- oder Höflichkeitsbesuche hielt er nur für Heuchelei, und da er mehrmals diese Ansichten sehr deutlich hatte zu verstehen gegeben, so war einer nach dem andern weggeblieben, und man ließ den alten Herrn Fastemann mit seinen Steinen allein. Auch jetzt kamen wieder einige Personen, die Arbeit oder eine Gefälligkeit von ihm verlangten, Vorschuß oder Zahlungsfrist, und wer ihn gesehen hätte, wie er alle diese Geschäfte behandelte, würde nicht geglaubt haben, daß er neunundachtzig Jahre alt sei. Nachdem diese Besuche abgethan waren, nahm er die Briefe vor, öffnete sie, machte allerlei Bemerkungen an den Rand derselben und ließ dann seinen Buchhalter rufen.

Münster ließ nie auf sich warten.

Nachdem der alte Herr eine spitze Bemerkung darüber gemacht hatte, daß Münster einen halben Tag

länger ausgeblieben war, was dieser mit einem geschäftlichen Aufenthalt entschuldigte, theilte er ihm allerlei Bestellungen mit, welche inzwischen eingelaufen waren, und fragte ihn dann: „Kennen Sie Castilian?“

„Nein,“ entgegnete Münster.

„Ich auch nicht,“ erwiederte der alte Herr, „dieser Castilian hat eine Erfindung gemacht, die für unsere Ziegelbrennerei von großer Wichtigkeit werden kann; er kommt heute Mittag hierher, um mit mir darüber zu verhandeln, aber er ist ein Franzose, und da weder Sie noch ich mit ihm reden können, so müssen Sie sehen, daß der Schulmeister hierher kommt.“

Münster nickte, aber bei sich hatte er bereits einen andern Plan beschlossen.

„Sonst ist nichts,“ fuhr der Alte fort, „ja doch, ein Brief über Sie. Lesen Sie ihn nur selbst.“

Münster nahm den Brief und las für sich:

„Jemand, dem die Geschäfte des Herrn Fastemann am Herzen liegen, benachrichtigt ihn, daß Heinrich Münster, der jetzt bei ihm beschäftigt ist, zehn Jahre im Zuchthause zu Leeuwarden zugebracht hat. Nähere Erkundigungen werden die Wahrheit dieser Worte bestätigen.“

Ohne ein Wort zu sagen, legte Münster den Brief wieder auf den Tisch.

„Ich brauche ihn nicht mehr,“ sagte ihm der alte Herr; „Sie können damit machen was Sie wollen. Ist nichts vorgefallen auf der Reise?“

„Nichts, außer daß ich meine Brieftasche mit den Papieren verloren hatte.“

„Und doch habe ich sie soeben noch gesehen.“

„Der Verlust war auch nur von kurzer Dauer, Dank sei es einem jungen Menschen, der die Papiere, welche weggeweht wurden, noch bei Zeiten ergriff.“

Fastemann zuckte die Achseln.

„Wo ist Ihre Spesenrechnung?“ fragte er.

Münster legte ihm eine Liste seiner Ausgaben vor, die Fastemann andächtig durchsah.

„Was bedeutet es, daß am Schlusse Alles doppelt gerechnet ist?“ fragte er.

„Ich habe den jungen Menschen frei gehalten.“

„Warum nicht gar!“ entgegnete Fastemann, „was geht es mich an, wenn Sie Jemand unterwegs aufgreifen und mitnehmen! Doch, wir wollen die Sache ruhen lassen und die Kosten für diesmal nicht halbiren, aber trotzdem begreife ich nicht, wozu Sie den jungen Menschen mit hierher gebracht haben. Ist er vielleicht ein Verwandter von Ihnen, den Sie hier einschmuggeln wollen?“

„Ich muß bekennen,“ erwiederte Münster, „daß es wohl nöthig wäre, Jemand auf dem Büreau zu haben, der die Correspondenz führen und aufpassen könnte, wenn ich nicht da bin.“

„Als ob ich selbst dann nicht da wäre!“

„Bei schlechtem Wetter, oder wenn Sie krank sind.“

„Ich bin niemals krank,“ fiel Fastemann ihm in die Rede, „aber wenn Sie glauben, daß Jemand im Geschäfte nöthig ist, so können wir uns danach umsehen; oder ist der Vetter, den Sie da mitgebracht haben, so ganz besonders geeignet?“

„Er ist kein Vetter von mir, Herr Fastemann, und jedenfalls würde Ihre eigene Familie mehr Recht auf Berücksichtigung haben, als die meinige."

Der alte Herr drehte sich halb auf seinem Stuhle um und sah Münster streng an, der seiner Gewohnheit nach grade vor sich hin starrte.

„Wer hat Ihnen von meiner Familie gesprochen?" rief er, „ich habe keine Familie, so lange ich lebe; wenn ich todt bin, ist es Zeit genug, Familie zu haben, und vor der Hand denke ich noch nicht an's Sterben. Reden Sie mir nicht wieder von solchen Dingen. Was den jungen Menschen betrifft, so können Sie ihn nehmen, wenn Sie ihn nöthig haben."

„Auch wenn er von Ihrer Familie wäre?"

„Was soll das, Münster?" fragte Fastemann streng.

„Sie wissen, daß ich Sie niemals hintergehe," entgegnete Münster; „der junge Mensch ist der Sohn des Steuereinnehmers Erlen, er sucht eine Anstellung und wollte bei Ihnen fragen, ob Sie ihn gebrauchen können."

„Erlen?" wiederholte Fastemann mit seltsamem Ausdruck, „Erlen's Sohn will hier eine Stellung suchen?"

Münster nickte zustimmend.

„Haben Sie Erlen gesprochen? Den Steuereinnehmer, meine ich."

„Ich bin ganz zufällig mit seinem Sohne zusammengetroffen."

„Und er hat Ihnen gesagt, daß ich sein Großvater sei, und nun kommt er, um der Erbschaft nachzuspüren?"

„Er scheint mir ein ehrlicher junger Mensch, und über Erbschaft und dergleichen hat er nicht gesprochen."

„Natürlicherweise hat ihn sein Vater dazu hergeschickt.“

„Darüber kann ich nicht urtheilen.“

„Heute mag er hier bleiben, aber diesen Abend noch bezahlen Sie ihm die Reisekosten hin und zurück und morgen früh geht er wieder nach Rothenburg. Ich will nichts von Verwandten wissen, die auf Erbschaften lauern.“

Münster verbeugte sich.

„Wenn Sie auf dem Büreau Jemand nöthig haben,“ fuhr Fastemann fort, „so suchen Sie Jemand, und sehen Sie darauf, daß er etwas Sprachkenntnisse hat, damit wir den Schulfuchs nicht mehr nöthig haben.“

„Sonst noch etwas, Herr Fastemann?“

„Nichts.“

Münster verließ das Zimmer, etwas unzufrieden und nicht sehr erfreut in Bezug auf die Unterhaltung über Philipp Erlen. Er setzte seine letzte Hoffnung auf einen Plan, den er bereits vorhin gefaßt hatte, und da er wußte, daß der Schulmeister sehr ungern mit seinen geringen Sprachkenntnissen dem alten Fastemann zu Dienst war, so ließ es sich leicht einrichten, daß dieser diesmal ganz ablehnte. Münster bahnte sich so den Weg, um eine Zusammenkunft zwischen Großvater und Enkel herbeizuführen.

Den ganzen Vormittag schwebte vor Fastemann's Geist der Enkel, der auf seine Erbschaft lauerte. Seit zwanzig Jahren hatte er nichts von seiner Tochter und deren Familie gehört, und nun schickten sie plötzlich diesen Sohn zu ihm. Was bedeutete das? Suchen sie eine Versöhnung in Erwartung der baldigen Erb-

schaft? sagte er sich selbst; nun, vielleicht halte ich's noch länger aus, als mein Herr Schwiegersohn, der meine Tochter so weit gebracht hat, daß sie ihren Vater vergessen konnte. Ich habe keine Tochter und auch keine Enkel, sie haben mich vergessen und ich sie. Ich habe Niemand auf der Welt! So sprach zwar der alte Mann, aber die Gedanken ließen ihm doch keine Ruhe. Die beiden Mädchen hatte er als Kinder gesehen, aber den Knaben kannte er gar nicht, denn er war ja seit zwanzig Jahren in keiner Verbindung mehr mit seinen Kindern. Fünfundfünfzig Jahre war er alt, als Sophie sich verheirathete, und Sophie mußte nun selbst ungefähr so alt sein. Aber Sophie besteht nicht mehr für mich, unterbrach er selbst seine Gedanken, ich habe keine Tochter, ich habe Niemanden auf der Welt! Er begann seine Rechnungen durchzusehen, aber er war heute so gedankenlos und unaufmerksam, daß er es zuletzt nicht mehr aushalten konnte. Er verließ das Haus und ging im Garten umher, bei jedem Geräusch sah er sich ängstlich um,. ob der Enkel, den er nicht sehen wollte und an den er doch fortwährend dachte, in seiner Nähe sei. Wie er wohl aussehen mochte? Aber was kümmerte es ihn, da er ihn doch nicht zu sich nehmen wollte, denn er war doch nur abgesendet, um einmal zu sehen, wie lange es mit dem alten Großvater noch dauern könne. Aber das sollte noch lange dauern, sehr lange, viel länger, als sie in Rothenburg dachten und hofften.

In seine Gedanken versunken, war der alte Mann weiter gekommen, als er gewollt hatte und als er darauf wieder umkehrte, fiel ihm ein, daß er ganz gegen

seine Gewohnheit beinahe die festgesetzte Zeit für die Zusammenkunft mit Herrn Castilian und dem Schulmeister versäumt hatte. Er beeilte sich ein wenig und als er in die Nähe des Hauses kam, sah er wirklich, daß Münster mit dem Fremden und dem Schulmeister bereits auf ihn wartete. Aber nein, der Schulmeister war es nicht; vielleicht sein Gehilfe. Wenn der nur besser französisch sprach als sein Meister, dann war es ihm gleich. Fastemann grüßte den Franzosen ziemlich höflich, während er dem andern Menschen keinen Blick gönnte. Darauf ließ er sie alle drei in sein Zimmer treten und indem er sich setzte, forderte er sie auf, ebenfalls Platz zu nehmen. Philipp Erlen übersetzte diese Aufforderung sofort in das Französische. Fastemann sah bei diesen Worten mit einem Male auf, denn die Stimme klang ihm bekannt. War der junge Mensch vielleicht sein Enkel? Er starrte ihn an, was Philipp nicht zu merken schien, auch ließ der Fremde den beiden nicht lange Zeit, über die eigenthümliche Lage nachzudenken. Er begann sofort den Vortheil seiner Erfindung zu erklären und Philipp übersetzte seine Auseinandersetzungen fließend und ohne Stocken. Zwar bereiteten ihm die technischen Ausdrücke manche Schwierigkeit, aber er entledigte sich der Sache doch über Erwarten gut. Der alte Fastemann hörte zerstreut zu und schien mehr auf die Worte zu hören, als auf den Sinn derselben. Endlich war die Conferenz vorüber und der französische Erfinder entfernte sich. Münster und Philipp gingen mit ihm zugleich fort.

Der alte Herr sah seinem Enkel nach; er wollte

ihn zurückrufen, aber er zögerte und seine Zögerung währte, bis es zu spät war. Er blieb wieder allein in der großen Stube und verfiel auf's Neue in den Kampf zwischen dem Gefühle eines Vaters, der an ein langverlorenes Kind erinnert wird, und dem Gedanken, der seit mehr als dreißig Jahren in ihm wühlte, daß man es nur auf sein Geld abgesehen habe und auch jetzt wieder einen Anschlag auf sein Vermögen beabsichtige.

Inzwischen war Philipp mit Münster gegangen, als dieser den Fremden bis an den Ausgang der Brennerei begleitete.

„Großvater hat mich erkannt," waren Philipp's erste Worte, als sie allein waren.

„Desto schlimmer," sagte Münster.

„Wie so?"

„Sie sehen doch, daß er nichts mit Ihnen zu thun haben will, sonst würde er Sie zurückgehalten haben; er gibt sich nur den Schein, daß er unsere List nicht bemerkt, ich fürchte, die Partie ist verloren."

„Vielleicht wäre es besser gewesen, wenn ich ihm gradezu gesagt hätte, wer ich bin."

„Dann hätte er Ihnen gradezu die Thür gewiesen. Alte Menschen sind wie Kinder, sie leisten gern Widerstand. Ich hatte gehofft, sein Gefühl werde erwachen und er werde Ihnen auf die eine oder die andere Weise zu erkennen geben, daß Sie bleiben können, aber ich sehe, daß ich mich betrogen habe."

„Und was nun?"

„Sie bleiben noch bis morgen früh, wer weiß, ob

der alte Mann nicht doch noch zur Einsicht kommt, und ist dies nicht der Fall, so versuchen wir morgen das Aeußerste, indem Sie zu ihm gehen und sich bei ihm für die Gastfreundschaft bedanken. Es ist zwar hundert gegen eins zu wetten, daß er Sie mit einer Ermahnung und ein paar unangenehmen Bemerkungen abreisen läßt und dann ist Alles verloren, denn ich kenne ihn seit langer Zeit und weiß, daß er allen Menschen mißtraut."

„Wie sind Sie denn zu seinem Vertrauen gekommen?" fragte Philipp, indem er an das dachte, was er über den Geschäftsführer seines Großvaters gehört hatte.

„Das ist eine lange Geschichte, die ich Ihnen jetzt nicht erzählen kann," antwortete Münster und winkte einem Arbeiter, dem er allerlei geschäftliche Anordnungen mittheilte, wodurch dem Gespräche mit Philipp von selbst ein Ende gemacht wurde. Darauf gab er dem jungen Mann den Rath, sich auf sein Zimmer zurückzuziehen, da Fastemann's Mißtrauen nur noch vermehrt würde, wenn er ihn auf der Fabrik bemerke.

Philipp begab sich also in Münster's Wohnung und setzte sich an den Tisch, wo Münster Schreibgeräth und einige Bücher hingelegt hatte. Alles war einfach daselbst und man konnte sehen, daß Münster, obgleich er der erste Mann im Geschäfte war, durchaus keine Ansprüche an Bequemlichkeit machte.

Ungefähr eine Stunde mochte Philipp an dem Tische gesessen haben, als die Thür aufging und Fastemann hereintrat. Ob dies zufällig geschah, konnte

Philipp nicht beurtheilen, aber er stand sofort auf und blickte seinen Großvater an. Er wäre auf ihn zugeeilt, hätte ihn nicht eine unüberwindliche Verlegenheit und der kalte Blick des alten Mannes davon zurückgehalten. Dieser fragte: „Ist Münster nicht hier?"

„Er ist in der Fabrik," entgegnete Philipp.

„So!" entgegnete Fastemann scharf. „Und was thut man hier?"

„Nichts. Ich blättere in den Büchern des Herrn Münster, bis er zurückkommen wird."

„Davon wird man nicht viel weiser werden. Man spricht ziemlich gut Französisch, nicht?"

„Ja, wenigstens —"

„Auch noch andere Sprachen, und man versteht etwas von der Buchführung?"

„Das habe ich bei meinem Vater gelernt."

Auf diese Mittheilung gab der alte Mann keine Antwort, ja, er schien sie nicht einmal zu hören, aber er fuhr fort, indem er Philipp starr in das Gesicht sah: „Münster hat mir gesagt, daß er Jemand auf dem Comptoir haben wolle, es wird wohl nicht nöthig sein, aber er wünscht es. Wenn man die Arbeit übernehmen kann, mag man eine Weile hier bleiben, eine Weile, verstanden? Man muß sich jedoch nicht einbilden, daß man Münster's Nachfolger werden oder überhaupt hier eine feste Stellung finden könne. Es geschieht nur, weil wir augenblicklich einen jungen Menschen hier nöthig haben."

„O, Großvater!" rief Philipp, dessen Herz vor Freude klopfte bei der unerwarteten Erfüllung seiner

Wünsche, aber Fastemann machte keine einzige Bewegung, um ihn zu ermuthigen und mit der schnarrenden Stimme, welche Greisen eigen ist, wenn sie ihren Worten Kraft geben wollen, sagte er: „Es wird gut sein, wenn wir alle weitern Berührungen außerhalb des Geschäfts vermeiden. Von solchen Anspielungen will ich nichts hören.“

Philipp wurde roth bis an die Schläfe und stammelte: „Ich werde meine Pflicht thun.“

„Das erwarte ich von Menschen, die ich in meinen Dienst nehme, ich bedinge mir eine Probezeit und dann werden wir ja sehen. Eignet man sich nicht, so wird eine Entschädigung gezahlt und damit gut.“

„Ich kann nicht aussprechen, wie dankbar ich bin,“ begann nun Philipp und wollte noch mehr sagen.

„Ist nicht nöthig, ist nicht nöthig, ich gebe mein Geld und dafür verlange ich Arbeit. Münster mag sehen, ob sich hier eine Kammer findet, sonst wird sich wohl anderwärts ein Unterkommen finden, verstanden?“

Mit diesen Worten verließ Fastemann das Zimmer und ließ Philipp voller Freude darüber zurück, daß seine Erwartung sich so gut verwirklicht hatte. Zwar wollte der Großvater nicht daran erinnert sein, daß Philipp sein Enkel war, aber das mußte sich mit der Zeit ja ändern, wenn er erst sah, wie sehr ihm die Pflicht am Herzen lag. Der junge Mann hoffte das Beste. Er beschloß, sich mit Eifer seinem Berufe zu widmen, und mochte Münster's Vergangenheit sein, welche sie wollte, so gab doch das Vertrauen, welches der Großvater diesem schenkte, die Gewißheit, daß er

so schlimm nicht sei, als man von einem Zuchthaussträfling erwartete.

Philipp beschloß, diese Einzelheiten nicht alle nach Hause zu schreiben, sondern nur in kurzen Worten und ohne seine Freude allzu deutlich durchschimmern zu lassen, seinem Vater zu melden, daß er sein Ziel erreicht habe. Als Münster in das Zimmer kam, lag der Brief bereits fertig und mit der Adresse versehen, auf dem Tische.

Fünftes Capitel.

Sechs Wochen waren vorüber gegangen, seitdem Philipp zuerst den Fuß in seines Großvaters Haus gesetzt hatte. Er war sein neues Leben bereits einigermaßen gewohnt geworden, auch der Umgang mit dem alten Herrn fiel ihm leichter, als er anfänglich gedacht hatte, er sah und sprach ihn fast täglich mehrmals und wenngleich Fastemann jede Annäherung vermied, so behandelte er ihn doch nicht unfreundlich und Philipp bemühte sich, niemals die Ehrfurcht gegen ihn zu verletzen. Ueber Familienangelegenheiten sprach der Alte nie. Diese schienen ganz aus seinem Gedächtnisse geschwunden, obgleich dieses nach andern Richtungen hin keineswegs geschwächt war. Niemand außer Münster kannte die Beziehungen, welche zwischen beiden bestanden. Wenige Tage nach Philipp's Ankunft war ihm bereits eine kleine Stube eingerichtet worden, wo er die wenigen freien Stunden ungestört zubringen konnte. Den größten Theil des Tages war er im Büreau beschäftigt, und da der alte Fastemann fast keine Ruhe bedurfte und Münster ebenfalls in fortwährender Thätigkeit war,

so fand er gar keine Gelegenheit zu einem Plauderstündchen oder einer gemüthlichen Ausspannung. Selbst des Sonntags herrschte auf der Ziegelei, wo es gewöhnlich wie in einem Bienenkorbe herging, keine vollständige Ruhe, und Philipp fand sich gar oft zu einem Vergleiche gedrungen, zwischen dieser emsigen Regsamkeit und dem sorglosen Dahinleben zu Rothenburg, wo die Menschen oft nicht wußten, was sie mit ihrer Zeit beginnen sollten. Zuweilen machte sich eine Art Heimweh bei dem jungen Manne geltend und mit Bitterkeit sagte er sich, daß Niemand dort sich um ihn kümmere. Sie haben mich vergessen, meinte er dann bei sich selbst, und ich muß sie auch zu vergessen suchen, habe ich hier doch auch Freunde, einen Großvater, der mich nicht kennen will und einen Freund, der im Zuchthause gesessen hat.

Eben hatte er dies Selbstgespräch beendet, als er einen Schatten in seiner Nähe auftauchen sah; er erschrak und wendete sich um. Münster stand vor ihm.

„Ich habe einen Brief für Sie mitgebracht," sagte er in ruhigem Tone.

Philipp war erstaunt, aber es fiel ihm ein, daß Münster als eifriger Katholik jeden Sonntag zur Messe ging und dann im Vorbeigehen die Briefe mitbrachte. Die Adresse war von einer unbekannten Hand, wie es schien, von einer Frauenhand.

Philipp öffnete den Brief rasch und sah nach der Unterschrift, er las den Namen Hermine Degeling, Präsidentin der Gesellschaft Euterpe.

Es war eine förmliche Einladung, um am dritten

September an einer Musikaufführung Theil zu nehmen, die bei Gelegenheit der Eröffnung der neuen Schule stattfinden würde. Nach dem Concert sollte Ball sein. Die Mitglieder der Euterpe gaben das Concert und rechneten dabei auf die wohlwollende Mitwirkung des reichbegabten Ehrenmitgliedes.

„Gute Neuigkeiten?“ fragte Münster leichthin.

„Man fordert mich auf, am dritten September nach Rothenburg zu kommen,“ antwortete Philipp und seine Augen glänzten bei diesem ersten Beweis, daß seine frühern Freunde ihn noch nicht vergessen hatten. Aber der freundliche Ausdruck verschwand wieder, als er Münster ansah, der bedenklich die Augenbrauen emporzog und den Kopf schüttelte.

„Ich glaube nicht,“ sagte er, „daß etwas daraus werden kann. Der alte Herr gibt keine Ferien.“

„Es ist wahr,“ entgegnete Philipp niedergeschlagen, „daran dachte ich nicht; es thut mir leid, aber ich muß mich fügen.“

„Alles ist bisher besser gegangen, als ich dachte,“ sagte hierauf Münster; „Herr Fastemann ist wohlwollend gegen Sie.“

„Er vergibt mir wenigstens, daß ich sein Enkel bin,“ sagte Philipp etwas bitter.

„Das ist schon viel,“ entgegnete Münster, „wenn Jemand zwanzig Jahre nichts von seiner Familie hat wissen wollen und sich nie nach seiner Tochter erkundigt hat, dann mag der Enkel von Glück sagen, daß ihm diese Beziehung nicht angerechnet wird. Aber um die gute Gesinnung zu erhalten, möchte ich nicht rathen,

daß Sie etwas von ihm verlangen, was er nicht gern zugesteht."

„Nun wohl," sagte Philipp, „so werde ich hier bleiben; ich kann warten, bis ich Großvaters Erlaubniß nicht mehr nöthig habe." Münster sah den jungen Mann forschend an. Es war das erste Mal, daß dieser eine Anspielung auf die Zukunft machte, wo sein Großvater ihm nichts mehr zu befehlen haben werde. Bisher schien er an nichts gedacht zu haben, als daß er eine Stelle habe, durch welche er Geld verdiene. Sollte der junge Mann heucheln und hätte ihn wirklich eine andere Absicht nach Reizenort geführt?

„Sie könnten länger warten müssen, als Sie denken," sagte Münster kühl, indem er sich umwendete und in das Haus ging, während Philipp noch eine Weile stehen blieb und dem unangenehmen Gefühl der Enttäuschung nachhing. Er sah den Brief noch einmal an und entdeckte jetzt erst, daß die zweite Seite eine Nachschrift enthielt, welche von Leonie und Hermine Degeling und den beiden Versmalen unterzeichnet war.

„Lieber Philipp!"

so hieß es darin,

„Du wirst einsehen, daß wir Dich nicht entbehren können; lasse Deine Steine für dieses einzige Mal anbrennen, denn es soll ein Fest werden, wie es in Rothenburg noch nie gefeiert wurde. Der Bürgermeister hält eine Rede, mit welcher er bereits beschäftigt ist und der Lehrer und der Pastor müssen ebenfalls reden. Man spricht von einer Illumination und zum Balle kommt die ganze Umgegend zusammen. Siebenzehn Musikanten

und ein Tanzmeister. Du mußt kommen, denn Du kannst nicht entbehrt werden. Victor soll Solo singen und Du natürlich auch und dann unsere alten Ensemblestücke. Sobald wir wissen, daß Du kommst, wird das Programm festgestellt. Die Programme werden gedruckt, das ist noch nie geschehen. Wenn Du dabei bist, fällt es gewiß glänzend aus. Wir denken jeden Tag an Dich und jeder fragt nach Dir. Deine Dich liebhabenden

Hermine und Leonie Degeling.
Ferdinand und Wilhelm Versmalen.

Nachschrift:

Victor will durchaus, die Herren sollen im schwarzen Frack kommen; ich habe gesagt, daß er wie eine Ratte im Hundefell aussehen wird."

Zwei, drei Mal durchlas Philipp den Brief. Die wenigen Worte, daß man an ihn dachte und nach ihm fragte, welche die muntern Mädchen vielleicht ohne Nachdenken hingeschrieben hatten, erfreuten sein Herz mehr, als die Aussicht auf alle Genüsse, die ihm versprochen wurden, ja, er fühlte sich dadurch einigermaßen entschädigt dafür, daß er nicht an dem Feste Theil nehmen konnte. Er beschloß, den Brief sofort zu beantworten, begab sich eilig auf seine Stube, setzte sich an den Tisch und begann an die beiden Mädchen zu schreiben.

Die aufgeweckte, herzliche Hermine, die einfach verständige Leonie standen ihm, während er schrieb, so deutlich vor der Seele, daß er nicht umhin konnte, ihnen sein ganzes Herz auszuschütten und ihnen Alles

zu schreiben, was ihm seit Wochen durch den Sinn gegangen war.

Mit scharfen Worten und etwas Spottlust schilderte er seinen Großvater und Münster und ließ damit der Bitterkeit seiner Stimmung freien Lauf. Endlich war der Brief fertig und die vier Seiten voll geschrieben. Er wußte noch nicht, an wen er ihn adressiren sollte, da bemerkte er, daß er weder ein Couvert noch Siegellack zum Schließen des Briefes hatte und er ging nach dem Büreau, um sich beides zu holen. Dort saß Münster an seinem gewohnten Platze und arbeitete.

„Sind Sie zu Hause, Erlen?“ fragte er, „es ist zu schönes Wetter, um zu Hause zu sitzen.“

„Und Sie selbst, Herr Münster?“

„Ich?“ fragte dieser, indem er ihn verwundert ansah; „ich hatte zu thun.“

„Ich auch, ich mußte einen Brief schreiben.“

„Das hätten Sie wohl hier thun können, oder standen Geheimnisse darin?“

Münster warf diese Frage ganz unbefangen hin und blickte, ohne eine Antwort zu erwarten, wieder in seine Bücher.

„Geheimnisse?“ wiederholte Philipp, „o nein, jeder kann ihn lesen,“ aber er erröthete, während er dies sagte, bei der Erinnerung an das, was er geschrieben hatte. Münster blieb ruhig bei seiner Arbeit und Philipp ging wieder nach seiner Stube. Das kurze Gespräch hatte ihn jedoch zum Nachdenken gebracht und nachdem er seinen Brief nochmals überlesen hatte, schämte er sich über sich selbst und zerriß ihn in tausend Stücke.

Da ihm nur noch wenig Zeit vor dem Essen übrig blieb, so schrieb er eilig an Hermine, daß er gern kommen würde, aber seine Geschäfte erlaubten ihm nicht, sich von der Fabrik zu entfernen, er möge nicht einmal um Erlaubniß fragen, da er wisse, wie unmöglich es sei. Im Geiste wolle er das Fest des dritten September mitfeiern, besonders jetzt, da er wisse, daß alle diejenigen, an die er so oft dächte, auch ihn nicht vergessen hätten. Er habe es hier auch ganz gut, er glaube, daß er seinem Principal gefalle, mit dem Aufseher stehe er auf gutem Fuße und die Arbeit mache ihm Freude. Mit Dank für den herzlichen Brief, den er später einmal ausführlich beantworten werde, schloß er den seinigen, den er sofort einsiegelte und auf das Comptoir brachte, damit er mit den andern fortgeschickt werde.

Bald darauf saß er mit Münster beim Mittagsessen, das gewöhnlich ziemlich ruhig verlief.

Der Geschäftsführer lebte äußerst mäßig und berührte die Flasche Wein, welche jeden Sonntag auf den Tisch gestellt wurde, niemals, und da Philipp es nicht schicklich fand, den Anfang zu machen, so wurde dieselbe Flasche seit langer Zeit stets wieder unberührt fortgetragen. Münster stand bald vom Tische auf und begab sich sofort wieder an die Arbeit, während Philipp noch eine kurze Zeit auf sein Zimmer ging.

Während die beiden auf diese Weise zu Mittag gegessen hatten, war der alte Fastemann wie gewöhnlich allein bei Tische gewesen. Auch hier herrschte die größte Einfachheit, aber der alte Herr aß langsam und mit Bedacht, denn er hielt dies für unentbehrlich, um alt

zu werden und die Erfahrung hatte seine Regel bestätigt. Nach Tische nahm er einen Augenblick die Zeitung zur Hand, um bald darauf in seinem Lehnstuhle einzuschlafen und genau eine Stunde darauf wieder aufzuwachen. Seine Lebensweise war so streng geregelt, daß er alle diese Gewohnheiten auf das Pünktlichste festhielt. Es hieß, daß der alte Herr lange bei Tische säße, denn er wollte nicht, daß Jemand etwas von seinem Mittagsschläfchen wisse. Zur bestimmten Zeit kam dann der Laufbursche, der die Briefe für die Post abholte. In der Regel waren des Sonntags nicht viele Briefe da und bevor heute der Bursche noch hereintrat, sah der alte Herr nach, welche Briefe auf seinem Schreibtische lagen. Sein Auge fiel dabei auf Philipp's Brief und er nahm denselben in die Hand, um die Adresse zu lesen.

Hm, brummte er, ein Brief an ein junges Mädchen. Auch schon verliebt! Er sah dann noch einmal nach der Adresse. Degeling, Bürgermeister zu Rothenburg! Also eine Bürgermeisterstochter. Geld haben die Leute nicht, denn die Schulden des alten Degeling sind noch nicht bezahlt und die Familie der Frau hat auch nichts. Der alte Herr hielt den Brief zwischen seinen Fingern und drehte ihn um und um. Sein Mißtrauen regte sich. Was wird er zu schreiben haben? Vielleicht nichts Besonderes. Etwa wie er hier über die Dinge denkt und was er für Hoffnungen in die Zukunft hat. Vielleicht aber auch hat er ganz bestimmte Pläne und das würde sich aus dem Briefe leicht entdecken lassen. Durch diesen Brief könnte ich wahrscheinlich mit einem Male

über die Absichten und Erwartungen des Jungen und seines Vaters in's Klare kommen, denn wenn es ein Liebesbrief ist, so wird es wohl nicht an Andeutungen fehlen, die mir auf die Spur helfen. Während er dies zu sich selbst sagte, hatte er das Couvert halb mechanisch bereits erbrochen und den Brief herausgenommen. In seiner Aufregung knitterte er das Couvert fest zusammen und warf es zur Seite. Der alte Mann würde Niemand um einen Heller betrogen haben, aber den Brief seines Enkels durchzulesen, schien ihm kein Unrecht, denn er wollte wissen, wie derselbe gesinnt sei, und er traute keinem Menschen. Er las andächtig den Brief, als ob er an ihn selbst gerichtet sei, und wenn Philipp gewußt hätte, was in der Stube seines Großvaters vorging, so würde er sich nicht wenig darüber beruhigt gefühlt haben, daß er den ersten Brief vernichtet hatte. Der Inhalt gefällt mir, fuhr Fastemann in seinem Selbstgespräch fort. Die Arbeit sagt ihm zu und wir gefallen ihm. Dabei ist er verständig genug, einzusehen, daß das Geschäft vorangeht und aus der Ferienzeit nichts werden kann. Hierauf sah er sich nach dem Couverte um, und als er dies völlig unbrauchbar und zerrissen fand, kam er auf den Gedanken, selbst eine neue Adresse zu schreiben. Davon nahm er jedoch Abstand, da er nur zu bald einsah, daß er auf diese Weise sich selbst verrathen könne. Er beschloß daher, den Brief gar nicht abzusenden, und als der Laufbursche kam, übergab er ihm die übrigen Briefe und behielt den von Philipp zurück.

Er dachte übrigens doch noch eine Weile über die

Angelegenheit nach und mit einem Male kam es ihm vor, als dürfe man den unbedeutenden jungen Menschen gar nicht auf den Gedanken kommen lassen, daß er hier irgendwie nützlich sei und nicht jeden Tag entbehrt werden könne.

Mit diesem Gedanken ging Fastemann in den Garten, um seine Pfeife zu rauchen und womöglich bei dieser Gelegenheit mit Philipp zu sprechen. Es währte denn auch nicht lange, so begegnete er dem jungen Menschen, der des Sonntags Nachmittags nichts Besseres zu thun wußte, als einen Spaziergang im Garten zu machen und dort von einer kleinen Anhöhe herab die Umgegend zu betrachten und mit den vorübergehenden Landleuten einige Worte zu wechseln. Der alte Fastemann näherte sich ihm und sagte: „Es ist ein ganz gemächliches Leben hier, nicht wahr?"

„Des Sonntags besonders," antwortete Philipp.

„Zu meiner Zeit war das anders," entgegnete der Alte, „da mußten die jungen Leute mehr arbeiten. Zum Winter werden wir hier wohl gar keine Hilfe mehr nöthig haben."

„Herr Münster meinte, daß wir im Winter einmal die Bücher gründlich in Ordnung bringen könnten," versetzte Philipp.

„Bei mir ist Alles in Ordnung," erwiederte mürrisch der Alte; „wenn aber Münster meint, daß er für einen Dritten zu thun hat, so habe ich auch nichts dagegen, mir steht hier Niemand im Wege, wenn man nur nicht sich selbst hier im Wege steht."

„Ich bin hier glücklich," sagte Philipp.

„Um so besser," entgegnete Fastemann, „im andern Falle stände die Thür auch jeden Tag offen."

Philipp sah seinen Großvater an. Es schien ihm ein glücklicher Zufall, daß das Gespräch eine solche Wendung genommen hatte. Er bereute in diesem Augenblicke, so rasch auf Herminens Brief geantwortet zu haben. „Sollte ich," fragte er zögernd, „wohl ein paar Tage entbehrt werden können?"

„Entbehrt werden?" spottete Fastemann, „nun, ich glaube, wir werden deshalb keinen Stein weniger abliefern."

„Wenn ich in den ersten Tagen des September auf einige Tage fort könnte, würde das für mich und meine Freunde in Rothenburg eine große Freude sein."

„Mir ist nichts daran gelegen," entgegnete der alte Fastemann, „ich verlange gar keine Wiederkehr."

„O, das meine ich nicht," rief Philipp rasch.

„Auch gut," meinte Fastemann gleichgiltig, „ein Esser mehr oder weniger ändert hier nichts." Der Alte war übrigens froh, daß die Briefgeschichte auf diese Weise erledigt war. Philipp meinte, er wolle eine Zusage schreiben, da er heute bereits einen Brief abgeschickt habe, der eine Ablehnung enthalte. Der Alte entgegnete, seine Ankunft sei in jedem Fall die beste Antwort. Darauf machte er Philipp einen Vorwurf, daß dieser nicht offenherzig sogleich mit ihm über die Sache gesprochen habe.

„Ich wollte Ihre Güte nicht mißbrauchen," sagte Philipp.

Fastemann zuckte die Achseln, als halte er dies für einen albernen Vorwand. Als er jedoch den jungen Menschen ansah und Thränen in dessen Augen ent-

deckte, änderte er seinen schroffen Ton und rieth ihm, in Zukunft offenherziger zu sein. Damit war das Gespräch geendigt. Fastemann kehrte sich um und fuhr fort, seine Blumen und Fruchtbäume zu besehen, während Philipp die Gelegenheit wahrnahm, um unbemerkt wieder in das Haus zu gehen und im Büreau einen zweiten Brief mit ganz anderm Inhalt zu schreiben.

Wie gewöhnlich fand er dort Münster, der mit seinen Büchern beschäftigt war. „Ich dachte, Sie gingen spazieren,“ fragte er den eintretenden Philipp.

„Allein?“ entgegnete dieser.

„Warum nicht? Einsamkeit ist die beste Gesellschaft.“

„Ich für mein Theil,“ entgegnete Philipp, „ziehe es vor, mit Jemand zu gehen, mit dem ich plaudern kann, ich war das in meinem Städtchen so gewohnt und hier habe ich keinen sterblichen Menschen. Gehen Sie nie spazieren, Herr Münster?“

„Selten, aber heute hätte ich wohl Lust dazu,“ entgegnete dieser gutmüthig, denn er hatte Mitleiden mit dem armen Jungen, der sich so verlassen fühlte.

„So lassen Sie uns zusammen gehen,“ bat Philipp, der seinen Brief doch erst später absenden konnte.

Münster hatte bereits den niedrigen Hut mit breitem Rande aufgesetzt und seinen Stock ergriffen. Er ging nun voraus. Sie kamen bald in das freie Feld und Philipp war so vergnügt und durch die Erlaubniß zur Reise in so froher Stimmung, daß er plauderte und sang und den ernsthaften Münster selbst aufheiterte. Endlich kamen sie an den Eingang des Dorfes, woselbst die Menschen in Gruppen vor den Häusern und Schenken

standen und den Sonntag damit feierten, daß sie sich einbildeten, sie unterhielten sich. Philipp wollte über die große Straße gehen, aber Münster legte die Hand auf seinen Arm und schlug einen Seitenweg ein. Philipp war nicht ganz damit zufrieden; nach einigen Schritten sah er sich um und bemerkte, daß die Leute alle nach ihnen sahen und mit spottenden Bemerkungen auf sie hindeuteten. Auch in der stillen Seitenstraße standen hier und da die Bewohner vor ihrer Hausthür, und so oft sie bei einer solchen Gruppe vorüber gingen, bemerkte Philipp wieder, daß man ihnen mit offener Verachtung nachblickte. Zuweilen hörte er sogar laut gesprochene und keineswegs schmeichelhafte Bemerkungen über Münster's Vergangenheit. Die Worte „Zuchthaus" und „Sträfling" trafen mehrmals sein Ohr. Ein ander Mal hieß es: „Der junge Mensch sei in der Lehre für die hohe Schule zu Leeuwarden; sie würden den alten Fastemann wohl zusammen klein kriegen," oder „die Steinfabrik würde wohl in einer schönen Nacht noch völlig weggetragen." Unter diesen Bemerkungen verfolgten sie schweigend ihren Weg und Philipp wußte nicht, ob er sich Münster's schämen, oder über die Menschen zürnen sollte, die ihn beschimpften.

„Gott sei Dank!" sagte er endlich, als sie aus dem Dorfe heraus waren.

„Ja, in der freien Luft ist es besser," sagte Münster, der nichts gehört und gesehen zu haben schien.

„Jetzt begreife ich, warum Sie nicht spazieren gehen wollen," sagte Philipp voll Theilnahme; „die Menschen sind hart gegen Sie."

„Ja,“ entgegnete Münster, von einer augenblicklichen Aufwallung des Gefühls bezwungen, „wohl begegnen sie mir hart. Wer stehet, sehe zu, daß er nicht falle.“

„Aber die Menschen wissen und sehen doch, daß Sie ein ehrlicher Mann sind, ein Mann, der das volle Vertrauen seines Principals verdient.“

„Man weiß, daß ich es genieße, aber nicht, daß ich es verdiene. Man kennt mich seit zwölf Jahren hier in dieser Gegend, aber es scheint, daß meine Vergangenheit nie vergessen werden soll; den Kindern wird es von ihren Eltern gesagt, was mein früheres Leben belastet. Es gab eine Zeit, mein Freund, wo ich glaubte, gegen diese Schmach ankämpfen zu können, wo ich die Menschen, die mich höhnten, zur Rechenschaft zog und durch Zurechtweisung dagegen wirken wollte, aber es wurde eher schlimmer als besser. Danach habe ich geschwiegen, in der Hoffnung, daß die Zeit mein Schicksal verbessern werde, aber die Jahre gehen vorüber und ich bleibe für die Menschen, was ich immer gewesen bin. Wäre ich ein verkommener Mensch, ein armer Vagabond, so würde man mir vielleicht verzeihen, aber da ich einen guten und ehrenvollen Platz bekleide, wird die Verachtung durch Neid und Mißgunst erhöht und Niemand gönnt mir meine jetzige Stellung.“

„Es ist eine unbescheidene Frage, Herr Münster,“ erwiederte Philipp, „aber — was haben Sie denn begangen? Denn daß Sie ein Verbrecher sind, habe ich nie geglaubt.“

„Nun nicht mehr, lieber Erlen, aber es gab einen Zeitraum in meinem Leben, den ich nicht nochmals

durchleben möchte. Ein Verbrecher im gewöhnlichen Sinn des Wortes bin ich nie gewesen, denn ich habe mir weder Diebstahl oder Meineid, noch Ehebruch vorzuwerfen, oder einen absichtlichen Mord begangen."

„Und doch sagt man —" warf Philipp hier ein, aber Münster fiel ihm in die Rede, indem er fortfuhr:

„Daß ich gesessen habe. Richtig, und man hat ganz recht, obgleich es unrecht ist, mir dieses immer noch vorzuwerfen. Mancher würde in meinem Falle dasselbe gethan haben, oder, wenn ich ein großer Herr gewesen wäre, würde man Gründe genug gefunden haben, mir das leichteste Strafmaß zuzumessen, aber ich war ein Mann ohne Ansehen uud der Vorzug meines unantastbaren Betragens genügte nicht, um mich zu retten."

Philipp ging schweigend neben Münster hin; er fühlte, daß er keine Frage an ihn richten dürfe und daß er selbst nicht länger schweigen würde. Der Abend stimmte denn auch zutraulicher und vielleicht hatte Münster noch einen Grund, seine Zurückhaltung gegen den jungen Mann fallen zu lassen. Er wußte, daß Fastemann's Meinung von seinem Enkel sich täglich verbessern konnte und da der alte Herr die Grenzen der gewöhnlichen Lebensdauer längst überschritten hatte, so erachtete es Münster nicht unzweckmäßig, dem jungen Erlen gegenüber offenherziger zu sein, als er es gegen andere Menschen war.

„Denken Sie nicht," begann er, indem er vor sich hinstarrte, und mehr ein Selbstgespräch zu halten, als eine vertrauliche Mittheilung zu machen schien, „denken

Sie nicht, daß mein Leben ein Roman sei. Ich erwuchs als der Sohn einer jener Familien, wo man zum Leben zu wenig und zum Sterben zu viel hat. Niemand empfand dies jedoch im Hause mehr als ich, denn meine Mutter hatte mich mit in die Ehe gebracht und ich war meinem Stiefvater ein Dorn im Auge. Meinetwegen war unser Haus mehr als einmal der Schauplatz heftiger Kämpfe, die so weit gingen, daß sich die Polizei hineinmischen mußte. Wir standen schwarz angeschrieben in der ganzen Nachbarschaft und wir wurden nicht besser unter der allgemeinen Verachtung. Kein Handwerker wollte mich in die Lehre nehmen und so wurde ich zuerst Laufbursche und dann Schreiber auf einem Büreau, bis ich zum Militär kam. So lange ich im Dienst stand, ging Alles gut, aber nachdem die Zeit vorüber war, wußte ich nicht, was ich anfangen sollte und kehrte vorläufig in's elterliche Haus zurück. Mein Vater hatte sich inzwischen den Trunk angewöhnt und meine Mutter war erfreut, daß ich in's Haus zurück kam, da sie in mir einen Beschützer zu finden hoffte. Es währte nicht lange, so begann Zwist und Uneinigkeit. Beinahe täglich wurden wir handgemein und die Nachbarn sagten bereits, daß Mord und Todtschlag davon kommen würde."

Hier schwieg Münster plötzlich still und es schien, als stiegen vor seinem Geist die Bilder jener schrecklichen Vergangenheit empor. Dann fuhr er schnell und eintönig fort: „Eines Abends kam es wieder zur Schlägerei. Die Polizei kam, aber als es zu spät war. Man brachte den vermeintlichen Missethäter in's Ge-

fängniß, er wurde verurtheilt zu zwölf Jahren. Zwölf lange Jahre büßte ich für einen unglücklichen Schlag, den ich, selbst halb im Rausche, einem Andern gegeben hatte, und noch bis auf diesen Tag glaube ich gar nicht, daß ich diesen Schlag that. Jener entsetzlichste Augenblick meines Lebens steht mir noch deutlich vor der Seele. Noch höre ich jedes Wort, das damals gesprochen wurde, noch sehe ich jede Einzelheit der Stube, die Möbeln, die Bilder, ja die Farbe und Form jedes Kleidungsstücks. Ich weiß mich Alles dessen zu erinnern, als ob ich es gestern gesehen hätte und mit der gleichen Sicherheit weiß ich, daß der unglückselige Schlag, der meinen Vater niederwarf, und wovon er nicht wieder aufstand, nicht von mir ausging. Die Richter waren jedoch anderer Ansicht. Zwar nahmen sie mildernde Umstände an, aber dennoch erklärten sie mich für schuldig. Ich selbst war krank an Leib und Seele und ich sehnte mich nach dem Ende der Verhandlung. Dann mußte ich lange Wochen im Krankensaal des Zuchthauses zubringen und als dies vorüber war, begriff ich erst das Entsetzliche meiner Lage. Ich würde mir vielleicht das Leben genommen haben, wenn nicht der alte Geistliche, der trotz seines täglichen Umganges mit den Sträflingen doch noch nicht den Glauben an die bessern Eigenschaften im Menschen verloren hatte, sich meiner annahm. Ihm allein verdanke ich es, daß ich lebe und daß ich nicht ganz zu Grunde gegangen bin."

„Und vielleicht verdanken Sie ihm auch Ihre jetzige Stellung?" sagte Philipp, der theilnahmsvoll zugehört hatte.

Münster schüttelte den Kopf. „Nein," sagte er, „das kam anders. Der alte Herr Fastemann hat sich seit meiner Kindheit meiner angenommen. Meine Mutter war Haushälterin bei ihm gewesen und auf ihrem Sterbebette versprach er ihr, für mich zu sorgen, sobald ich aus dem Gefängnisse käme. Er nahm mich sogleich in Dienst und nachdem er mich jahrelang in untergeordneter Stellung verwendet und meine Ehrlichkeit, wie ich später selbst erfuhr, vielfach und auf mancherlei Weise erprobt hatte, setzte er mich an die Spitze seines Geschäftes, wo ich bis zu dieser Stunde sein Vertrauen zu erhalten gewußt habe."

„Nun begreife ich auch, was in Ihnen vorging, als Ihr Portefeuille auf dem Dampfboote Ihnen entfiel," sagte Philipp.

„Ganz richtig," entgegnete Münster, „denn ein einziger solcher Fall würde mir das Vertrauen des alten Mannes rauben und Niemand anders glaubt an die Rechtlichkeit eines Menschen, der viele Jahre im Zuchthause zugebracht hat."

Auf diese Weise beschlossen die beiden Spaziergänger ihr Gespräch, als sie eben wieder bei der Fabrik anlangten. Sie begaben sich darauf sofort nach dem Büreau, Münster, um seine Arbeit fortzusetzen und Philipp, um seinen zweiten Brief zu schreiben, der viel fröhlicher ausfiel, als der, den Fastemann in der Tasche hatte.

Sechstes Capitel.

Je näher der dritte September für Rothenburg herankam, um so größer wurde die allgemeine Spannung daselbst. Die Einweihung der Schule, das Hauptereigniß des Tages, gerieth in den Hintergrund; dagegen war Jeder, der dabei betheiligt war, erfüllt von den Einzelheiten, welche mit der Feier in Verbindung standen. Der Bürgermeister und der Schullehrer waren vielleicht die Einzigen, die über die Sache selbst nachdachten, da sie beide verpflichtet waren, eine Rede zu halten und jeder sich vorgenommen hatte und hoffte, die des andern in Schatten zu stellen.

Der Bürgermeister Degeling war ein guter Mensch, aber die Gabe, seine Gedanken verständlich auszudrücken, war ihm nicht verliehen, und ob er etwas sagte oder schrieb, es war in Rothenburg eine allgemein bekannte Sache, daß der Mann noch geboren werden müßte, der den Bürgermeister sogleich verstand. Man erinnerte sich nicht, jemals von ihm einen Satz gehört zu haben, den er richtig bis zu Ende gesprochen hätte.

Die dritte Rede sollte durch den Pastor Stein ge-

halten werden, aber für diesen hatte das öffentliche Sprechen weder Schwierigkeit noch Reiz, und die Gemeinde, die ihn jeden Sonntag hörte, war nicht besonders neugierig auf das, was er grade an dem bestimmten Festtage sagen werde. Er selbst dachte nicht eher daran, als bis er am dritten September aufstand. Er hatte ganz andere Dinge zu thun. Was das war, wußte man nicht recht; man fand fortwährend griechische und römische Schriftsteller auf seinem Schreibtische, dagegen sehr wenig theologische Schriften, aber in Rothenburg begriff man nicht, wozu er eigentlich studirte, denn sein Sohn Karl gab nicht grade das Beispiel, daß die Studien des Vaters ihm besonders zu Gute kämen.

Am meisten dachten die Bewohner von Rothenburg an das Concert und den Ball, andere dachten auch an Illumination und ein Spielwaarenhändler hatte bereits eine Anzahl farbiger Lampen zum Verkauf ausgestellt, die von allen Vorübergehenden erstaunt angestarrt wurden.

Auch die Gesellschaft Euterpe war erfüllt von dem großen Ereignisse und es waren jeden Tag Proben oder Berathungen über die Aufstellung des Programms und das Costüm. Zuletzt war beschlossen worden, daß die Herren, die Fracks hatten, diese anziehen könnten und daß die Damen weiß gekleidet sein sollten, mit hellrosa und hellblau. Schwieriger schon wurde es mit dem Programm, da Niemand der Erste und Niemaud der Letzte sein wollte. Zuerst waren vierundzwanzig Nummern aufgesetzt worden, aber da diese unmöglich zur Ausführung kommen konnten, wurden sie bis auf zehn gestrichen.

Der vorletzte Abend war für die Generalprobe bestimmt.

„Schade, daß Philipp nicht dabei sein kann. Wer weiß, ob seine Stimme nicht in der Fabrik gelitten hat.“

„Warum nicht gar!“ sagte Victor. „Es ist ja keine geschlossene Fabrik, es wird immer im Freien gearbeitet.“

„Macht Philipp selbst Steine?“ fragte Nettchen Brenden.

Ein allgemeines Gelächter beantwortete diese Frage.

„Philipp ist kein Arbeiter,“ sagte Leonie. „Er ist nach Herrn Fastemann der Erste im Geschäft.“

„Das heißt,“ entgegnete Stein, „er ist Schreiber auf dem Büreau oder so etwas.“

„Nennen Sie es, wie Sie wollen,“ versetzte Leonie, „Philipp ist in einer sehr guten Stellung. Papa sagt, daß er einmal reicher sein werde, als irgend Jemand von uns allen.“

„So,“ versetzte Stein mit verächtlichem Lächeln, „dann wird er einmal eine sehr gute Partie sein.“

„Wer spricht denn von Partien,“ antwortete Hermine, ein wenig verdrießlich über die Anspielung.

„Nun, was geht es uns an,“ entgegnete Stein, „so sicher wird es wohl noch nicht sein. Was meinst Du, Duval? Du verstehst Dich auf Geschäfte.“

Duval war ganz derselben Meinung und die übrigen Herren schlossen sich ihm und Stein an. Die jungen Damen dagegen waren der Ansicht, daß Philipp jedenfalls der Nachfolger des Herrn Fastemann und dann ein steinreicher Mann werden würde; sie wußten

zwar keine bestimmten Gründe für ihre Meinung anzuführen, aber die bedurften sie auch gar nicht, da sie einmal Lust hatten, die Sache so anzusehen. Im Eifer der Unterhaltung vergaß man beinahe, daß Hauptprobe sein sollte und die Augenblicke kostbar waren.

Hermine erinnerte soeben daran und wollte dem Gespräche damit ein Ende machen, als die Thür aufging und Philipp hereinflog, mit etwas gebräunter Gesichtsfarbe und einem männlichern Aussehen als früher. Mit seiner wohllautenden Stimme jubelte er ein lautes Willkommen heraus, während er von der Gelegenheit Gebrauch machte und, nachdem ihm Leonie aus schwesterlicher Herzlichkeit einen Kuß gegeben hatte, auch Hermine und sogar Anna Brenden umarmte, was die Mädchen in der Ueberraschung des Augenblicks geschehen ließen. Auch die Herren waren alle sehr erfreut über Philipp's Zurückkunft und die große Hauptprobe ging so schlecht, wie nur möglich, aber man hoffte, daß trotzdem Alles vortrefflich ausfallen werde und Philipp namentlich versprach für zwei zu singen, wenn es nöthig wäre. „Denn," sagte er, „ich habe Alles gelernt in den drei Monaten."

„Auch Ziegeln brennen?" fragte Stein.

„Versteht sich," entgegnete der glückliche Philipp, „und ich hoffe, die ersten recht bald für Deine Pastorei zu liefern."

„Dann will ich so schnell als möglich einen andern Beruf ergreifen," scherzte Stein.

„Aber sagen Sie doch, Philipp," fiel Hermine in die Rede, „Sie haben geschrieben, daß Ihr erster Brief

nichts gelte. War das Scherz? Ich habe keinen ersten Brief empfangen."

„Das begreife ich nicht, ich habe ihn sofort geschrieben und auf die gewöhnliche Art versendet."

„Die gewöhnliche Art scheint demnach nicht die sicherste zu sein," meinte Duval.

In diesem Augenblicke trat Herr Degeling herein und sagte äußerst freundlich: „Ist der Ziegelbrenner endlich angekommen? Nun, wie geht es — Sie sehen etwas verbrannt — wie steht es?"

„Ganz vortrefflich, Herr Bürgermeister."

„Sind Sie zufrieden mit Ihrem — haben Sie meine Frau schon begrüßt?"

„Noch nicht, Herr Bürgermeister, aber wenn ich die Ehre haben kann."

„Gewiß, lieber Erlen, gewiß, aber ich will hier nicht — trinken Sie nachher ein Glas Wein bei uns — ich will indessen Alles — wenn es den andern Herren Vergnügen macht."

Die meisten hatten Ausreden, nur die beiden Versmalen und Philipp nahmen die Einladung an, obgleich letzterer nicht recht begriff, warum der Bürgermeister so freundlich gegen ihn war. Es ist doch gut, dachte er, wenn man einmal von Hause fortgeht; man wird dann um so mehr gefeiert, wenn man zurückkommt.

Für die Probe war nun alle Lust und Andacht verloren, man besprach noch rasch eines und das andere, worauf die Euterpe auseinander ging und die beiden Fräulein Degeling mit Philipp und den Herren Versmalen sich nach dem Garten verfügten.

Der Bürgermeister von Rothenburg war früher Beamter bei der Abtheilung für das allgemeine Steuerwesen gewesen. Als seine Laufbahn begann, hatte er große Hoffnungen, aber leider stimmten seine Vorgesetzten in der Meinung über seine Fähigkeiten nicht immer ganz mit ihm überein und so war er nach und nach von seinen großen Erwartungen zurückgekommen und fand die Stellung als Bürgermeister von Rothenburg ganz angenehm. Seine Frau hätte allerdings lieber in einer großen Stadt gelebt und man konnte an ihrer und den Toiletten ihrer Töchter erkennen, daß sie gern mit der großen Welt Schritt halten wollte, was sonst in Rothenburg nicht an der Tagesordnung war. In gewisser Hinsicht stimmte der Bürgermeister mit den Ansichten seiner Frau ganz überein. Er fand, daß man den Mann an dem Hute, den Handschuhen und den Stiefeln erkannte, und wenn der größte Theil der Einwohner zu Rothenburg in Pantoffeln ging und Mützen trug, so ließ sich der Bürgermeister eine solche Nachlässigkeit nie zu Schulden kommen. Allerdings half ihm dieser äußere Anstand nicht viel, denn es gab nur wenig Menschen mehr in Rothenburg, die ihn für wohlhabend hielten, da er bei den meisten bereits sehr stark in der Kreide stand und wäre er nicht Bürgermeister gewesen, so würde er schon lange überhaupt keinen Credit mehr gehabt haben.

Degeling selbst tröstete sich mit der Aussicht, daß seine Töchter gute Partien machen würden und zu diesem Zwecke hatte er ihnen eine ausgezeichnete Erziehung geben lassen. Hermine und Leonie besaßen

mancherlei Talente und da keine Ausgaben gescheut wurden, so waren sie in Sprachen, Musik und vielen andern Dingen gut unterrichtet.

Es war kein Wunder, daß ein Gegenstand, welcher die Gedanken des Degeling'schen Ehepaars in der letzten Zeit viel beschäftigte, auch jetzt wieder zur Sprache kam, als sie im Garten am Tische saßen, auf welchem ein paar Flaschen Wein und ein Präsentirteller mit Gläsern standen, neben welchen ein Päckchen Cigarren lag.

„Du weißt also sicher," sagte Frau Degeling, „daß er der nächste Verwandte ist."

„Wie oft soll ich Dir wiederholen," entgegnete der Bürgermeister, „daß Frau Erlen die einzige Tochter des alten Fastemann ist."

„Aber sie gehen nicht mit einander um."

„Sie wollen nichts von einander wissen."

„Dann könnte er sie aber auch enterben."

„Das geht nicht so leicht, er könnte wohl einen Theil — wegschenken könnte er etwas, aber davor brauchen wir nicht bange zu sein. Der Alte gibt keinen Heller fort, so lange er —"

„Und er hat viel Geld?"

Degeling suchte nach Worten, um seine hohe Meinung von Fastemann's Vermögen auszudrücken, da er jedoch keine bessere Bezeichnung fand, so beschränkte er sich darauf mit sehr bezeichnendem Tone zu sagen: „Sehr viel."

„Nun, dann wäre es so schlecht nicht," entgegnete Frau Degeling; „Hermine ist zwar noch jung, aber sie brauchen ja nicht sogleich zu heirathen."

„Wenn Erlen im Geschäfte ist," versetzte der Bürgermeister, „kommt er nicht mehr aus Reizenort heraus. In der ganzen Umgegend ist keine Familie, woraus er sich — keine einzige passende Partie — und darum wäre jetzt die Hauptsache, daß Hermine von ihrer Seite — könntest Du ihr nicht einen Wink —"

„Aber Degeling!" rief die Bürgermeisterin, im höchsten Grade verdrossen über so viel Mangel an Einsicht und Menschenkenntniß. „Begreifst Du denn nicht, daß die ganze Sache verloren ist, sobald ich Hermine sage, daß sie Erlen ermuthigen soll. Das wäre das beste Mittel, ihr den jungen Menschen verhaßt zu machen. Es ist wirklich für die Mädchen schade," setzte sie hinzu, „daß wir hier in Rothenburg begraben sind, wo Alles so kleinlich und beschränkt zugeht."

„Was meinst Du von den jungen Versmalen?" fragte hierauf der Bürgermeister.

„Daß sie eines schönen Tages nach Paris oder London gehen und wir dann nie wieder etwas von ihnen hören."

„Das fürchte ich auch. Und Karl Stein?"

„Stein geht nächsten Monat auf die Universität. Auf den ist in den nächsten zehn Jahren nicht zu rechnen, ebenso wenig auf Victor Duval," entgegnete Frau Degeling.

Gleich darauf rief sie: „Da sind ja unsere jungen Leutchen! Kinder, Kinder, wie habt Ihr uns warten lassen!"

„Ach, Mama, die Probe," sagte Leonie.

„Nun, hoffentlich wird Alles gut ablaufen —"

meinte Degeling, indem er die Gläser füllte. „Kommt, Ihr Herren, wir wollen auf guten Erfolg trinken.“

„Zuerst auf unsern Gast!“ rief Leonie fröhlich.

Von allen Seiten stießen die Gläser an Philipp's Glas an und dieser war sofort wieder zum Helden des Augenblicks geworden.

Der Bürgermeister Degeling hatte einige Weinproben für das Fest zugestellt erhalten, die er nun zum Besten gab. Die jungen Leute hatten ihn nie so vergnügt gesehen und so verging der Abend auf das Angenehmste. Frau Degeling fand endlich, daß es kalt wurde und gab damit das Zeichen zum Aufbruch. Man machte noch einen kleinen Weg durch den Garten, wobei die beiden Versmalen natürlich mit Leonie gingen, während der Bürgermeister sich Philipp anschloß und Hermine am Arm ihrer Mutter hing.

„Findest Du nicht, Mama, daß Erlen gut aussieht?“

„Ja, sagte Frau Degeling, „seine Thätigkeit scheint ihm gut zu bekommen.“

„Er ist hübscher geworden.“

Frau Degeling hatte darauf nicht geachtet und meinte auch, daß es nicht gut sei, wenn junge Mädchen solche Dinge fanden und sagten.

„Aber mein Himmel, Mama, wenn man Jemand hübsch findet, darf man es doch sagen!“

„Nicht immer, Hermine, es schickt sich nicht, daß ein junges Mädchen so etwas von einem jungen Manne sagt.“

„Du bist recht streng heute Abend, Mama.“

„Meinst Du? Das ist ein Beweis, daß ich Dir eigentlich zu wenig Ermahnungen gebe und grade jetzt möchte ich Dich einmal ernstlich an Deine Pflichten erinnern.“

„Du meinst wohl wegen des Festes, Mama? Du bist doch nicht bange wegen des Balles?“

„Bange?“ wiederholte Frau Degeling. „Ich kenne meine Tochter zu gut, um zu befürchten, daß sie sich Unvorsichtigkeiten zu Schulden kommen läßt.“

„Aber, Mama, was hast Du nur?“

„Nichts, liebe Hermine, aber eine Mutter ist immer besorgt, wenn das Glück ihres Kindes in das Spiel kommt und Ihr seid beide jetzt in einem Alter, wo man wohl einmal von solchen Dingen reden kann. Du bist fast achtzehn alt, manches Mädchen hat sich mit sechzehn verlobt, was mir immer sehr verkehrt schien, denn in einem solchen Alter weiß man noch nicht, was es heißt, sich zu verloben.“

„Nun, ich denke noch nicht daran.“

„Das glaube ich,“ sagte Frau Degeling lächelnd, aber Hermine fand diese Bemerkung gar nicht sehr schmeichelhaft. Warum sollte sie im achtzehnten Jahre nicht etwas thun, was andere Mädchen schon im sechzehnten Jahre thaten. Sie erinnerte sich daran, daß Philipp ihr bereits eine Art Liebeserklärung gemacht hatte, und wenn er dieselbe jetzt wiederholen sollte, war sie entschlossen, schon deshalb nicht nein zu sagen, um ihrer Mutter zu zeigen, daß sie kein Kind mehr sei.

Diese wünschte nichts Anderes, und sie wußte es denn auch so einzurichten, daß eine Viertelstunde darauf

Hermine an Philipp Erlen's Seite ging. Die Stimmung der beiden jungen Leute war derart, daß sie vertraulicher wurden, als sie es früher jemals gewesen waren. Sie sprachen von den Erinnerungen früherer Tage und es war ganz natürlich, daß dadurch in beiden auch die Hoffnung auf eine glückliche Zukunft sich geltend machte. Hermine hatte stets eine gewisse Neigung für Philipp gefühlt, welche von ihm erwiedert wurde, was war natürlicher, als daß sie grade an diesem Abende beide zu dem vollen Gefühle kamen, wie gut sie sich für einander eigneten. Philipp vergaß ganz die Zeit, um nach Hause zu gehen. Endlich wurde er daran erinnert, indem Frau Degeling ihn aufforderte, das Abendbrot mit ihnen zu theilen. Er bedankte sich rasch und lief in einem Trabe nach Hause, als könne er die Verspätung dadurch wieder einholen.

Die Familie Erlen hatte das Abendessen bereits beendet, als Philipp ankam. Zu anderer Zeit würde der Steuereinnehmer seinem Sohne einen strengen Verweis gegeben haben, aber er betrachtete diesen jetzt als unabhängig und zwar um so mehr, da Philipp ihm das vorgeschossene Reisegeld zurückbezahlt und somit einen Beweis seiner Ehrlichkeit gegeben hatte, der dem Alten lieber war, als das Geld selbst. Auch war in Philipp's ganzer Art und Weise eine Aenderung eingetreten, die den Alten veranlaßte, ihn als Mann zu betrachten und zu behandeln.

Frau Erlen konnte es sich dagegen nicht versagen, eine kleine Bemerkung über Philipp's Ausbleiben und seinen Umgang mit der Familie Degeling hinzuwerfen

und es entwickelte sich daraus ein Gespräch, aus welchem hervorging, daß sowohl sie, wie die beiden alternden Schwestern Philipp's, sein Mitwirken in dem Concerte und den Besuch des darauf folgenden Balles durchaus nicht gut hießen. Philipp meinte, Niemand könne etwas darin finden, wenn er öffentlich singe und dem Publicum Vergnügen mache. „Wenn ich es noch für Geld thäte!" setzte er hinzu, aber damit hatte er dem Gespräche abermals eine neue Wendung gegeben, bei welchem sich auch der Vater betheiligte. Die ganze Familie Erlen sprach ihren Abscheu gegen einen solchen Lebensberuf aus. Frau Erlen und ihre Töchter fanden denselben so gottlos, daß sie gar nicht daran denken mochten, ob Philipp sich jemals dazu verstehen könnte, und der Steuereinnehmer, wenngleich er nicht dieselben Gründe anführte, war doch der Ansicht, der Beruf eines Sängers sei so verächtlich, daß er rundweg erklärte, er werde seinen Sohn nicht mehr kennen, wenn dieser ihm jemals eine solche Schande anthun würde.

„Du kommst doch zum Concert?" frug Philipp noch seinen Vater, bevor er in seine Schlafkammer ging.

„Ich habe eine Einladungskarte erhalten und die Höflichkeit verlangt wohl, daß ich hingehe," sagte der Steuereinnehmer in einem Tone, der nicht zu einer Fortsetzung des Gesprächs ermuthigte. Philipp hielt es daher für das Beste, zu Bette zu gehen.

Siebentes Capitel.

Der große Tag war angebrochen. Schon um sieben Uhr wurden diejenigen Bewohner von Rothenburg, welche noch schliefen, durch Kanonendonner geweckt, dem bald darauf festliches Glockengeläute folgte, welches erst nach langen Verhandlungen zur Feier des Tages gestattet worden war. Hier und da wehten Fahnen von den Häusern, und Alles verkündete eine außergewöhnliche festliche Stimmung. Gegen zehn Uhr sah man die meisten Einwohner von Rothenburg sich nach dem neuen Schulgebäude begeben, wo der größte Theil der Räumlichkeiten mit Flaggen und Kränzen verziert war. An dem einen Ende des mittleren großen Saals war die Rednertribüne aufgeschlagen, die mit grünem Tuch bekleidet war, und worauf das herkömmliche Glas Zuckerwasser prunkte, welches der Lehrer, um es ja nicht zu vergessen, bereits am Abend vorher hingestellt hatte.

Nach und nach wurden die Strohstühle besetzt, ebenso die voranstehenden Lederstühle für die Honoratioren, und fünf Minuten nach Zehn öffnete sich eine Seitenthür, aus welcher der Bürgermeister und die Beamten,

die beiden Prediger, die Lehrer und Hilfslehrer, die Schul- und Kirchenvorsteher und der Gemeinderath eintraten. Der Bürgermeister bestieg die Rednertribüne und begann seine eindrucksreiche Rede, in welcher er die Anwesenden begrüßte und der Stadt Rothenburg Glück wünschte zu der Eröffnung des neuen Schulgebäudes. Da der Bürgermeister sich sehr lange auf diese Rede vorbereitet hatte, war es natürlich, daß dieselbe nicht rasch zu Ende sein konnte. Bereits gegen den Schluß hatte sich unter der Schuljugend, die ebenfalls anwesend war, einige Unruhe bemerklich gemacht, und verschiedene andere Anwesende hatten ziemlich unverhohlen gegähnt; Alle athmeten erleichtert auf, als endlich die Worte kamen: „Ich erkläre diese neue Schule für eröffnet.“

Nach dem Bürgermeister kam der erste Schullehrer, dann der Pastor, auf dessen Rede ein allgemeiner Gesang folgte, und nach diesem kamen noch mehrere Reden von verschiedenen Autoritäten in Rothenburg, bis man sich endlich recht lebhaft nach einer andern Art der Feier sehnte.

Des Nachmittags fanden auf einem freien Platze bei der Stadt allerlei Volksbelustigungen statt, wobei die Jugend sich in Klettern, Turnen und derartigen Unterhaltungen ganz besonders hervorthat.

Auch die vornehme Welt verfügte sich dahin. Die beiden Herren Versmalen hatten schon eine halbe Stunde lang die Plätze für die Degeling'schen Damen offen gehalten und wurden nun dafür mit gütigem Blicke belohnt. Freilich war es nicht ganz nach ihren Wünschen, daß Hermine den Eckplatz und Leonie den zweiten bekam,

da sie auf ein vertrauliches Gespräch mit letzterer gerechnet hatten.

Das Mastklimmen, Sacklaufen, und wie die verschiedenen Kunststücke alle hießen, ging glücklich vorüber, die Zuschauer wurden immer lebendiger, und zum Schlusse wurde ein Volkslied gesungen, in welches alle Anwesenden einstimmten.

Kein Mensch, der sich nur einigermaßen zur guten Gesellschaft rechnete, blieb am Abend dieses festlichen Tages zu Hause, mit Ausnahme von denjenigen, welche mit Frau Erlen übereinstimmten und ihre Seele nicht durch irdische Belustigungen beflecken wollten. Die Mitglieder der Gesellschaft Euterpe befanden sich in einem sehr aufgeregten Zustande. Es war ihnen, als wenn selbst die Kinder auf der Straße ihnen ansehen könnten, daß sie heute öffentlich singen sollten, und mit pochendem Herzen versammelten sie sich in der Stube neben dem großen Saale, um sich einige Augenblicke vorzubereiten.

Die festgesetzte Zeit war schon längst verstrichen. Es mußte angefangen werden, und die Mitglieder der Musikgesellschaft betraten die Estrade und machten eine viel zu tiefe Verbeugung vor dem zahlreich versammelten Publicum, wovon diejenigen am glücklichsten waren, die nahe am Eingang saßen, wo sie etwas frische Luft genießen konnten. Auch in den angrenzenden Zimmern war noch eine Menge Publicum, wovon die meisten erst beim Beginn des Concerts in den Saal treten oder an den Eingängen sich postiren wollten.

Ein vierstimmiges Lied war die erste Nummer des Programms. Schwach und fehlerhaft klang es durch

den Saal, so schwach, daß die Personen in den Nebenzimmern sich in ihren Gesprächen nicht stören ließen und gar nicht bemerkten, daß das Concert begonnen hatte. So kam es, daß der Saal nicht voller geworden war, als Hermine sich an das Piano setzte, um ihre erste Nummer vorzutragen. Da sie die Tochter des Bürgermeisters war, so erhielt sie lebhaften Applaus, aber Viele der Zuhörer, die eben nur aus Höflichkeit gekommen waren, glaubten damit genug gethan zu haben, und verließen dann den Saal wieder.

Ein Duo für Piano und Violine, welches von den Geschwistern von Brenden vorgetragen wurde, vollendete das Unheil, und als es geendet war, befanden sich nur noch die Verwandten der Mitglieder der Euterpe im Saal.

„Unser Concert fällt durch," sagte Hermine mit Thränen in den Augen.

„Es ist jammerschade," antwortete Duval, während er sich bedenklich hinter den Ohren kratzte; „aber wir hätten überlegen sollen, daß die Menschen an solch' einem Tage lieber im Freien als im Hause sitzen."

„Wir müssen unsere Ehre retten," meinte Leonie; „eins von uns muß sich aufopfern und sich krank stellen, damit wir mit Anstand unser Concert aussetzen können."

„Willst Du Dich aufopfern, Leonie?" fragte Hermine.

„Wenn es sein muß, ja."

„Nein, in keinem Falle!" riefen die Versmalen mit Eifer aus, und Ferdinand setzte hinzu: „Was meinst Du, Stein?"

„Stein ist fort," antwortete Philipp, „er hat ganz still seinen Rock angezogen und sich heimlich entfernt."

In der That war Karl Stein, der von Anfang an wenig Vorliebe für das Concertunternehmen gezeigt hatte, bereits auf dem Heimwege, und die Zurückbleibenden befanden sich dadurch in nicht geringer Verlegenheit.

„Wir sind noch zu retten," sagte Philipp, „wenn die Präsidentin gestattet, daß von dem Programm abgewichen wird."

„Noth bricht Eisen und Programme," antwortete Hermine, „aber was soll denn geschehen?"

„Ich werde ein komisches Lied vortragen," erwiederte Philipp, „und Sie müssen mich begleiten, Hermine. Sie werden sehen, wenn das Publicum lacht, haben wir halb gewonnen."

„Und dann?" fragte Leonie.

„Unmittelbar darauf singen Sie mit Victor und Hermine das beliebte Fahnenlied, und unterdessen fällt mir eine andere Nummer ein."

Man war mit seinem Vorschlag einverstanden. Hermine schlug einige kräftige Accorde an und Philipp begann sein komisches Lied. Kaum hatte er den ersten Vers mit einem Refrain am Schlusse aus voller Brust gesungen, so ging die Neuigkeit, daß der junge Erlen ein komisches Lied singe, von Mund zu Mund. Das müssen wir hören, hieß es von verschiedenen Seiten, und es währte nicht lange, so zog Einer den Andern mit in den Saal. Als der zweite Vers gesungen war, erschallte ein lebhafter vergnügter Beifall, und die

hoffnungslose Stimmung der Gesellschaft Euterpe machte bald neuem Muthe Platz.

„Nun rasch, vorwärts," flüsterte er, halb berauscht von dem Erfolge, den er gehabt hatte, als er sein letztes Couplet gesungen hatte. Die beiden Fräulein Degeling mit Victor stellten sich auf, und da die Mädchen hübsch sangen, so dachte Niemand daran, den Saal wieder zu verlassen. Noch einige der besten Nummern des Programms wurden aufgeführt, zwischen denen Philipp noch zwei Stücke, darunter eine eigene Composition, vortrug, und der lebhafteste Beifall belohnte jede einzelne Nummer, so daß man zum Schlusse allgemein über den angenehmen Abend erfreut war, den die Gesellschaft Euterpe veranstaltet hatte.

„Gott sei Dank!" riefen alle Mitglieder der Musikgesellschaft aus, nachdem sie unter dem lebhaftesten Beifall die Estrade verlassen hatten und sich im Seitenzimmer auf Sopha und Stühle niederließen.

„Gott sei Dank, daß die ganze Geschichte vorüber ist!"

„Ich dachte, unser Concert würde durchfallen," sagte Victor, „aber Philipp hat uns gerettet."

„Ohne ihn waren wir unwiderruflich verloren," bekannten die Versmalen.

„Ihm gebührt die Ehre des Abends," riefen die Degeling'schen Damen.

„Wie kamen Sie nur auf den glücklichen Gedanken?" setzte Hermine hinzu.

„Ich dachte bei mir selbst, daß wir zu dem großen Publicum heruntersteigen müssen," sagte Philipp, „und

sah ein, daß wir dem Geschmack der Zuhörer nachkommen mußten, um durchzuschlagen"

„Sehr klug ausgedacht," bemerkte Stein, der sich wieder eingefunden hatte.

„Wo hast Du unterdessen gesteckt?" wendete sich Philipp zu ihm.

„Draußen, ich bedanke mich dafür, hier den Straßenmusikanten spielen zu sollen."

„Danke für das Compliment," sagte Hermine mit einem graziösen Lächeln.

Stein brummte etwas, was für die Damen nicht sehr schmeichelhaft war, und worauf die jungen Herren aufbrausten; aber Hermine mischte sich ein und erklärte als Präsidentin, daß Stein von der Mitgliedschaft ausgeschlossen sei, weil er sich derselben unwürdig gezeigt habe, indem er ohne Grund und Erlaubniß sich entfernte. Stein hatte einige Gegenreden, aber es half ihm nichts, und verdrießlich scheltend verließ er die Uebrigen.

Während nun noch die Andern darüber sprachen, ob die Ausschließung Karl's ein kluger oder nicht kluger Entschluß gewesen sei, kam der Bürgermeister herein und bedankte sich bei der Musikgesellschaft. Ihm folgten noch Andere, und so verging die Zeit ganz angenehm, bis der Saal in Stand gesetzt war, damit der Ball beginnen konnte.

Vor dem Hause war den ganzen Abend hindurch eine große Volksmenge versammelt, welche die ankommenden Mitglieder des Casinos mit ihren Frauen und Töchtern einer scharfen und lauten Kritik unterwarf.

Dies gehörte so sehr mit zum Vergnügen, daß die meisten der ankommenden Gäste nicht nur nichts dagegen einzuwenden hatten, sondern die Aufmerksamkeit der gaffenden Menge noch herauszufordern schienen.

Daß der Steuereinnehmer Erlen ebenfalls bei dem Feste sein würde, hatte kaum Jemand erwartet, denn er galt als sehr zurückgezogen, und seine Frau und Töchter waren durch ihre frömmelnde Richtung bekannt genug. Er fühlte sich denn auch in der That ziemlich vereinsamt und saß ganz allein bei einem Glase Bier, als der Bürgermeister kam und sich zu ihm setzte.

„Nun, Herr Erlen," begann dieser, „wie hat Ihnen das Concert gefallen?"

„Recht gut, Herr Bürgermeister. Die jungen Leute haben das ihrige gethan, glaube ich."

„So scheint mir — darf ich Ihnen ein Glas Wein —"

„Hier steht mein Bier, Herr Bürgermeister."

„Wir trinken ein Glas Wein zusammen; Fritz, eine Flasche mit zwei —"

„Ich danke Ihnen, Bürgermeister."

„Warum nicht gar, mein lieber Steuereinnehmer."

„Wenn ich eine Flasche von Ihnen annehme, muß ich eine zurückgeben, und das lassen meine Mittel nicht zu."

„Ei was, ich denke, daß ich, als Haupt der Gemeinde — einem Manne, auf den die Gemeinde stolz — wohl ein Glas Wein anbieten darf. Wie lange sind Sie schon an Ihrer Stelle?"

„Ungefähr dreißig Jahre."

„Manches geschehen in dieser Zeit. Bei Ihnen ist auch nicht immer Alles nach Wunsch — Ihr Sohn Philipp macht Vieles gut — aufgeweckter Mensch, der wohl durch die Welt kommen wird."

„Das hoffe ich, Herr Bürgermeister."

„Vor der Hand — das mag ganz gut sein auf der Ziegelbrennerei, aber für die Dauer — kluger Kopf."

„In unsern Verhältnissen, Herr Bürgermeister, dürfen wir nicht fragen, was uns angenehm ist."

„Ganz wahr, Herr Steuereinnehmer."

Indessen war der Wein gekommen. Der Bürgermeister goß die beiden Gläser voll, stieß mit dem einen an das andere und sagte: „Ihr Wohlsein." Der Steuereinnehmer nickte und trank schweigend.

„Ich habe zu Haus ein sehr gutes Weinchen," begann hierauf der Bürgermeister, nachdem er gekostet hatte, „das sollten Sie einmal — warum kommen Sie niemals?"

„Meine Zeit erlaubt mir nicht, Besuche zu machen," entgegnete Erlen.

„Sie nehmen die Sachen zu — wir sind nun einmal in diesem kleinen Neste, aber Sie sowohl als ich — wer etwas von der Welt gesehen hat —"

„Unsere Stellung trennt uns, Herr Bürgermeister."

Degeling zuckte die Achseln. „Aber solche Hindernisse," sagte er, „muß man — wir leben in einer kleinen Stadt — über Vorurtheile muß man sich hinwegsetzen; wir sollten es machen wie unsere Kinder."

„Es ist viel Ehre für meinen Sohn, daß er so

wohlwollend bei Ihnen aufgenommen wird, obgleich er eigentlich nicht dahin gehört," erwiederte Erlen.

„Sie mögen ihn Alle gern — Ihre Bedenken sind daher — ei, ei, Herr Pastor," unterbrach sich der Bürgermeister plötzlich, indem er den Prediger Stein anrief, der sich eben so wenig heimisch fühlte, wie Erlen, und sich nach einem ungestörten Plätzchen umsah; „kommen Sie auch, um zu tanzen?"

„Nein, Herr Bürgermeister, ich will nur ein wenig zusehen."

„Ich will ein Glas für Sie —"

„Danke, danke."

„Wird nicht angenommen, Herr Pastor, hier!"

Der Bürgermeister nahm ein Glas von dem Präsentirteller eines vorübergehenden Kellners, der hierüber nicht wenig entrüstet war, sich aber wohl hütete, dies merken zu lassen. Der Pastor Stein setzte sich nieder, und nachdem das Gespräch in vollem Gange war, fand Degeling eine Ausrede, um sich in den Saal zu verfügen und die beiden Herren allein zu lassen. Da nun Herr Stein am liebsten ohne Unterbrechung sprach und Erlen gern schweigend zuhörte, so eigneten sich die beiden Männer gut zusammen und vergaßen das ganze Fest um sich her. Nach einiger Zeit traten jedoch einige Damen an den Tisch und forderten den Pastor Stein auf, einen Blick in den Ballsaal zu werfen. Er kam dieser Aufforderung nach und Erlen folgte ihm langsam nach dem Saale, der hell erleuchtet und hübsch ausgeschmückt war, und wo die Rothenburger Jugend sich in voller Freude der Tanzlust hingab.

„Ihr Sohn sieht gut aus,“ meinte der Pastor zu Erlen, und als dieser nichts darauf erwiederte, fuhr er fort: „Sehen Sie ihn dort nicht mit der ältesten Degeling?“

„Ein hübsches Paar,“ sagte eine alte Dame, die jedes Wort, welches der Pastor sprach, mit Aufmerksamkeit auffing, und nun eine Bemerkung gemacht zu haben glaubte, welche ihm gefiel.

„Allerdings,“ sagte Stein, „ist der junge Erlen ein lebenslustiger und kräftiger Jüngling, und das Mädchen in der Blüthe ihres Lebens, aber die Jugend geht vorüber, und es gehört mehr dazu, um zwei Menschen dauernd für einander geeignet zu halten.“

„Wie schön er spricht!“ flüsterte die alte Dame ihrer Nachbarin in's Ohr, und laut fuhr sie dann fort: „Sie haben ganz Recht, Herr Pastor, aber ich wollte auch nichts anderes sagen, als daß es ein artiges Paar von Tänzern sei, denn,“ das Folgende sprach sie ganz leise, damit es der Steuereinnehmer nicht hören könne, „der junge Erlen ist keine Partie für eine Degeling.“

Der Pastor erwiederte nichts, denn er bekümmerte sich um solche weltliche Angelegenheiten nicht, und er hatte mit seiner Bemerkung durchaus nicht auf die äußern Verhältnisse anspielen wollen. „Sie haben Beide kein Geld,“ sagte die Nachbarin der alten Dame, welche die Gelegenheit gern ergriff, um auch einmal mit dem Pastor zu plaudern.

„So, so,“ entgegnete Stein.

„Ja, und überdies sind die Degeling'schen Töchter keine Mädchen zum Heirathen. Hübsch sind sie, und

manierlich und gebildet, aber zur Schwiegertochter würden Sie gewiß auch keine davon haben wollen, denn sie haben eine viel zu luxuriöse Erziehung erhalten. Sind Sie nicht auch meiner Meinung, Herr Pastor?"

Pastor Stein sah die Damen sehr erstaunt an. Er, eine Schwiegertochter? Er hatte allerdings einen Sohn, aber der war in seinen Augen noch ein halbes Kind und mußte erst studiren. „Wenn mein Sohn alt genug ist, werde ich vielleicht einmal über so etwas nachdenken; vor der Hand liegt mir das noch zu fern."

„Sagen Sie das nicht, Herr Pastor. Philipp Erlen ist ebenso alt wie Ihr Sohn. Aber ist Karl denn nicht hier?"

„Gewiß."

„Ich glaube kaum, wenigstens hat er nicht mitgesungen."

„Nicht? Aber er ist doch Mitglied der Euterpe. Dort geht er, glaube ich. Er scheint nicht zu tanzen; ich muß doch einmal hören, was ihm fehlt."

Der Pastor ging in den Saal und war froh, daß er eine Ursache hatte, um die beiden Damen verlassen zu können. Auch der alte Erlen suchte seinen Sohn auf, aber als er zu der Stelle kam, wo er ihn zuletzt gesehen hatte, war Philipp nicht mehr daselbst.

Philipp ging mit Hermine in den dunklen Wegen des Gartens spazieren; im Saale war es zu dumpfig, und sie hatten sich einander etwas zu sagen, was die alte Dame bereits errathen hatte, als sie die Beiden tanzen sah. Herminens Händchen ruhte zutraulich auf Philipp's Arm, und dieser, als wäre er bange, daß die

Hand entschlüpfen könne, hatte die seinige daraufgedrückt. Herminens Augen waren auf den Boden gerichtet, als wollten sie die kleinen Füßchen beobachten, deren Spitzen in bestimmten Zwischenpausen sichtbar wurden. Nur zuweilen blickte sie auf und heftete ihre schönen Augen auf die Philipp's, der sie fast unaufhörlich anstarrte, so daß er durchaus nicht sehen konnte, ob und durch wen sie gesehen wurden. Er dachte nur an sie, und sie in diesem Augenblick fast nur an ihn, und ein wenig an das, was die Menschen sagen würden, wenn sie verlobt wäre. Denn darauf zielte das Gespräch mit Philipp, welcher in Folge seiner musikalischen Erfolge und der Aufregung, in die ihn der allgemeine Beifall versetzt hatte, Dinge sagte und zu vollbringen gedachte, vor denen er bei ruhiger Ueberlegung zurückgeschreckt wäre. Nachdem er lange und viel gesprochen und Hermine ihm schüchtern aber nicht entmuthigend geantwortet hatte, während ihr Händchen ruhig auf seinem Arme liegen blieb, kam das hohe Wort heraus: „Ohne Sie, Hermine, ist für mich kein Glück denkbar. Ich habe Sie so aufrichtig lieb, und Sie?"

„Ich? Lieber Gott, Sie werden doch nicht verlangen, daß ich *sage*, daß ich Sie lieb habe?"

„Es zu sagen, ist nicht nöthig, geben Sie mir nur ein Zeichen, einen Blick aus Ihren freundlichen Augen."

Mit der größten Unbefangenheit sah Hermine ihn mit ihren großen muntern Augen an. „Ein Zeichen?" wiederholte sie, „was für ein Zeichen verlangen Sie von mir?"

„Das, was Sie mir soeben gegeben haben, meine liebe, engelgute Hermine. Ihr Blick hat Ja gesagt."

„Nein, das ist Verrätherei; ich habe Sie ganz zufällig angesehen, weil Sie etwas sagten, was ich nicht verstand.“

„Also habe ich keine Hoffnung?“

Hermine sah ihn nochmals mit demselben Ausdruck an und begann darauf herzlich zu lachen.

„Liebe Hermine, ich bitte Sie,“ flehte Philipp, „seien Sie doch einen Augenblick ernsthaft und aufrichtig. Haben Sie mich lieb?“

„Sie verlangen, je länger, desto mehr. Vorhin erklärten Sie sich zufrieden mit einem Zeichen, und nun soll dies nicht mehr genug sein, und Sie verlangen auch Worte, aber die —“

In diesem Augenblicke wurden sie durch die Stimme des Pastor Stein unterbrochen, der mit seinem Sohn in den Garten gekommen war, und mit diesem über den Vorfall während des Concerts sprach. Der alte Stein hatte auf das vor ihm wandelnde Paar wenig geachtet, während Karl sehr gut gehört und begriffen hatte, was zwischen Philipp und Hermine vorgegangen war. Er sah die Beiden daher auch spöttisch an, denn er war wegen des Vorfalls in der Euterpe grade über Philipp und Hermine sehr aufgebracht, und während der Pastor mit gütiger Ermahnung die Beiden aufmerksam machte, daß sie in der Kühle des Abends sich erkälten könnten, nachdem sie sich vorher warm getanzt, brachte Karl das Pärchen durch seine Blicke in nicht geringe Verlegenheit. Sie gingen daher eilig in den Saal und betheiligten sich sofort wieder am Tanze. So oft Philipp seinen unruhig fragenden Blick auf

Herminens Augen heftete, antwortete diese ihm mit demselben schalkhaften Augenaufschlag, und wiederholte auf diese Weise das Zeichen, an welches Philipp nicht recht glauben wollte.

Der alte Erlen war inzwischen bald mit dem Bürgermeister, bald mit dem Pastor zusammengekommen. Nach und nach erwachte in ihm etwas von dem frühern lebenslustigen Lieutenant, er vergaß für den Augenblick die Sorgen des täglichen Lebens, und die Herren fanden, daß der alte Erlen, wenn auch etwas kurz und streng im geschäftlichen Verkehr, doch ein ganz guter Gesellschafter sei.

Bald darauf wurde eine Pause im Tanzen gemacht, während welcher man das Souper einnahm, und diese Gelegenheit benutzten einige der Herren, um ihren Gefühlen in Toasten und kleinen Reden Ausdruck zu geben. Selbstverständlich wurde auch die Gesellschaft Euterpe dabei bedacht, und in der aufgeheiterten Stimmung, in der man einmal war, entstand der Wunsch, daß die Mitglieder der Musikgesellschaft noch etwas vortragen möchten. Man ruhte nicht eher, bis sie wieder auf der Estrade standen und ein Ensemblestück vortrugen, worauf unter lautem Beifall das Verlangen gestellt wurde, daß Philipp noch ein komisches Lied zum Besten geben solle.

„Kommen Sie, Philipp,“ riefen die beiden Fräulein Degeling, „es geht nicht anders, thun Sie es nur.“

„Ich bin nicht in der rechten Stimmung,“ antwortete Philipp.

„Warum nicht gar, Sie sind der Munterste von

uns allen," meinte Leonie, „kommen Sie nur, Philipp, Sie werden sich doch nicht durch Damen bitten lassen."

„Ich befehle es Ihnen," sagte Hermine in komischer Haltung. Auch die Andern redeten zu, und als Philipp noch immer zögerte und an Hermine die Frage richtete: „Wollen Sie wirklich, daß ich es thun soll?" entgegnete sie: „Sie haben nun so lange auf ein Ja von mir gewartet, nun denn, ja."

Einen Augenblick später stand Philipp auf der Estrade und wurde mit donnerndem Beifall begrüßt. Sein Ruf als Künstler schien nun einmal an diesem Abend in Rothenburg begründet zu sein. Viele meinten, er sei ein gebornes Genie, Andere bedauerten, daß er nicht auf dem „Observatorium" ausgebildet werde. Nachdem er seinen Vortrag geendigt hatte, wurde er abermals hervorgerufen, und da er die Gelegenheit ergriff, um im Namen der Mitglieder der Gesellschaft Euterpe für die wohlwollende Beurtheilung ihrer schwachen Leistungen zu danken, ging der Beifall in einen förmlichen Jubel über, und der Steuereinnehmer Erlen sah seinen einzigen Sohn auf einem Stuhle durch den Saal tragen, während die Anwesenden ihm zujauchzten: Er lebe hoch! Er lebe hoch!

„Thut Ihnen das nicht wohl, alter Herr?" fragten ein paar Festtheilnehmer.

„Ja," sagte Erlen, „ja, mehr als ich sagen kann, mehr als ich mich seit Jahren erinnere."

„Ich glaube wahrhaftig, daß Ihnen die Augen davon naß sind," bemerkte einer der Herren.

„Ja, und darüber schäme ich mich nicht, denn wenn

ein Vater Freude an seinem Sohne erlebt, erhebt ihn das ebenso, wie es ihn tödten kann, wenn er sein Kind in Schande sieht."

„Das ist sehr wahr," sagte der Herr, obgleich derselbe keine Kinder hatte, und daher weder das Eine fürchten, noch das Andere hoffen konnte.

Bald darauf begaben sich die einzelnen Familien nach Hause und die Einweihung der Schule zu Rothenburg gehörte zu den Erinnerungen.

Achtes Capitel.

Obschon der alte Fastemann seinen jüngsten Gehilfen nicht im Geringsten an irgend eine Zeit gebunden hatte, und sich sogar den Anschein gab, als könne er ihn ganz und gar entbehren, sah dieser doch ein, daß es von seiner Seite gut und verständig sei, je früher um so besser nach Reizenort zurückzukehren. Vielleicht würde er seinen Aufenthalt noch um einige Tage verlängert haben, wenn er im häuslichen Kreise das gefunden hätte, was man dort allein finden kann, aber die düstere, gedrückte Stimmung wurde durch seine Anwesenheit keineswegs unterbrochen. Sein Vater war am folgenden Morgen nach dem Feste wieder der alte, durch Sorgen und Geschäfte in Anspruch genommene Mann. Seine Mutter war verstimmter als je; die Sünde, welche Mann und Kind am Abende vorher begangen hatten, drückte sie schwer, und die beiden Töchter waren ebenfalls unzufrieden über die ganze Art der Feier. Sie hatten Vieles an dem Feste auszusetzen, den Hauptmangel aber verschwiegen sie: die Abwesenheit der beiden Fräulein Erlen.

Bei Degelings, wohin Philipp ging, um Abschied zu nehmen, war ebenfalls die festliche Stimmung vorüber. Sie waren höflich wie immer, aber da das Ziel erreicht war, fand weder der Bürgermeister noch seine Frau nöthig, weitere Avancen zu machen. Leonie, welche augenscheinlich in's Geheimniß gezogen war, verhielt sich schüchtern und zurückhaltend gegen den zukünftigen Schwager, während Hermine verschämt und verlegen war, als hätte sie ein großes Unrecht auf ihrem Gewissen. Es schien, daß sie mit Leonie die Verabredung getroffen hatte, Philipp keinen Augenblick Gelegenheit zu geben, um sie an den vorigen Abend erinnern zu können, und es blieb bei Anspielungen, die zwar höchst pikant und angenehm waren, aber doch nicht das, was Philipp wünschte.

„Sie schreiben mir doch?" fragte Philipp, als die beiden Mädchen ihn herausließen.

„Rechnen Sie lieber nicht darauf, dann werden Sie überrascht."

„Und welche Garantie habe ich, daß Sie mich nicht vergessen?"

Hermine antwortete nicht, aber sie summte die Melodie eines von ihm componirten Liedes.

„Man vergißt Melodien ebenso rasch als Menschen," sagte er.

„Die Kunst ist ewig," antwortete Hermine lachend, „und hörte ich dies Lied in einer Wüste, ich würde an Sie denken."

„Und wenn —"

„Kommen Sie nur bald wieder zurück. Zur Kirchweihe erwarten wir Sie."

Hermine reichte Philipp die Hand und sah ihn wieder mit ihren großen lachenden Augen an, die nichts versprachen und doch so viel Hoffnung gaben. Er hielt die Hand länger als nöthig fest und sie ließ es geschehen, bis auch Leonie ihm die Hand reichte, so daß er genöthigt war, Hermine loszulassen. Nochmals nahm er Abschied und ging fort. Wiederholt wendete er sich um und die beiden Mädchen blickten ihm nach.

„Da geht er nun, Dein Alles!" sagte Leonie scherzend.

„Aber findest Du ihn denn nicht auch —"

„Himmlisch! Ein Engel! Ein Ideal! Ganz gewiß. Ich hoffe nur, daß er es bleiben wird. Vor der Hand finde ich es sehr romantisch, daß Du verlobt bist."

„Du spottest auch über Alles."

„Beste Hermine, Du mußt mir nicht böse sein, aber von solcher Verlobung, die auf einem Ball geschlossen wird, halte ich nicht viel; ich möchte mich überhaupt nicht verloben, ohne die Gewißheit, bald heirathen zu können."

„Und wer sagt Dir, daß meine Verlobung lange dauern wird?"

„Nun, Philipp ist neunzehn und Du bist siebzehn Jahre alt; Papa hat kein Geld, Philipp noch weniger und die Geschichte von dem alten Fastemann halte ich für Rederei."

„Aber wenn Du so dachtest, Leonie, weshalb hast Du mir denn selbst zugeredet, ja zu sagen?"

„Weil ich sah, daß Dir daran gelegen war und

die ganze Geschichte doch bald vergessen ist. Du wirst dann ebenso herzlich darüber lachen, als ich jetzt."

„Niemals. Ich werde ihn immer lieb haben."

„Das ist recht hübsch gesagt, Hermine, genau wie es in den Romanen steht, aber alle solche Liebesgeschichten sind Albernheit, Zeitvertreib, oder wie Du es nennen willst, und eben das ist auch eine Verlobung, bei welcher man nicht in kurzer Zeit heirathen kann und sein anständiges Auskommen hat."

Leonie ging in's Haus zurück und Hermine, die nicht wußte, was sie sagen sollte, folgte ihr.

Mit ganz andern Gefühlen als einige Monate vorher verließ Philipp Erlen diesmal Rothenburg. Er reiste in derselben Weise wie damals, aber mit dem Bewußtsein, daß er etwas bedeute in der Gesellschaft. Er war beschäftigt in der großen Fabrik des unermeßlich reichen Fastemann, vielleicht sogar dessen Nachfolger, verlobt mit der Tochter eines Bürgermeisters; in diesem Augenblicke war er sogar der populärste Mensch in ganz Rothenburg. Daß er daher diesmal ein Billet für den ersten Platz auf dem Dampfboote nahm, versteht sich von selbst. Der Conducteur, der ihn damals auf die andere Seite gewiesen hatte, griff an die Mütze und selbst der schweigsame Capitän sprach einige freundliche Worte mit ihm. Alles dies blieb nicht unbemerkt und namentlich bemühten sich einige Geschäftsreisende, mit Philipp eine Unterhaltung anzuknüpfen, erkundigten sich nach dem Ziel seiner Reise, und erzählten ihm sofort einige Anekdoten, die ihm zwar nicht sonderlich gefielen, durch welche er sich aber doch geschmeichelt fühlte.

„Und reisen Sie nun für das Geschäft?“ fragte einer davon, der zum Baron oder Graf geboren zu sein schien, aber für den Augenblick nur in Nesseltuch reiste.

„Nein, ich habe nur meine Familie einmal besucht,“ sagte Philipp, und erzählte offenherzig von dem Feste zu Rothenburg und dem Concerte, bei welchem er gesungen habe. Die Reisenden hörten andächtig zu.

„Ein feines Geschäft, das Fastemann'sche,“ sagte nach einer Pause einer derselben, der eine prächtige Weste trug, welche dazu dienen sollte, seine gemeine Physiognomie gut zu machen.

„In Manufacturen?“ fragte der Andere.

„In Steinen,“ sagte Philipp.

„Macht viel mit Westerhelm & Roglant,“ sagte der erste Reisende.

„Sind Sie da bekannt?“

„Wie das Kind im Hause. Wenn ich ankomme, läßt die alte Frau Westerhelm nicht nach, bis ich dort absteige; ich habe ihr einmal über die Grenzen geholfen, verstehen Sie.“

„Geschmuggelt?“

„Das eben. Ich hatte Mitleiden mit ihr. Geben Sie Ihre Sachen nur her, sagte ich, und ich brachte sie so glücklich hinüber, als ob ich ein geborener Schmuggler wäre.“

„Sonst wollen Sie mit solchen Affairen doch nichts zu schaffen haben.“

„Beileibe. Ich würde mein Haus compromittiren!

Wenn die Firma Bijou die Geschichte wüßte, hätte ich den andern Tag meine Entlassung."

„Ist das ein Brüsseler Haus?" fragte Philipp.

„Ganz recht. Wenn Sie nach Brüssel kommen, müssen Sie mich einmal besuchen."

„Ich werde wohl nie nach Brüssel kommen."

„Sagen Sie das nicht, Verehrtester. Wie Sie mich hier sehen, dachte ich auch nicht sehr weit zu kommen, und doch bin ich in Kamtschatka gewesen und am Cap, ich habe mit Beduinen und Samojeden gelebt, in Petersburg und Madrid gewohnt."

„In Madrid gibt es schöne Weiber?" fragte der andere Reisende, und durch diese Frage gerieth die Unterhaltung wieder auf ein Gebiet, auf welchem Philipp ein vollkommener Fremdling war. Was er hörte, gab ihm ein seltsames Bild von der Welt, aber es weckte bei ihm doch große Lust, all das Unbekannte, was er so anziehend schildern hörte und wovon er nicht beurtheilen konnte, ob die Schilderungen übertrieben waren, kennen zu lernen.

„Ich beneide Sie um Ihre Stellung," sagte er zu dem einen der Reisenden.

„Das glaube ich gern. Zehntausend Franks festen Gehalt und außerdem Reise- und Aufenthaltskosten."

„Gibt es mehr solcher Stellen?"

„Ich würde zu bescheiden sein, wenn ich ja sagte. Man muß sein Fach kennen, viele Sprachen sprechen und mit Menschen umzugehen wissen, weder vor Gefahren noch Mühseligkeiten zurückschrecken und dabei unverbrüchlich ehrlich sein. Das Alles zusammen ist

wohl zehntausend Franks werth. Wir sind unserer neunzehn und da befinden sich allerdings welche darunter, die mit zwei- und dreitausend Franks zufrieden sein müssen."

„Es muß demnach ein großes Haus sein?"

„Bijou ist eins der größten Häuser in Europa; es hat seine Niederlagen in allen Städten von einiger Bedeutung. Wenn Sie nach Brüssel kommen, müssen Sie mich aufsuchen. Des Winters bin ich meist in der Stadt, hier ist meine Karte."

„Mr. Everard."

„Der bin ich. Im Augenblick weiß ich nicht, wo ich wohnen werde in Brüssel, dafür lasse ich meine Schwester sorgen. Wenn ich in die Stadt komme, erkundige ich mich, ob sie noch lebt und wo sie wohnt; da laß ich denn meinen Anker fallen, bis meine Zeit wieder gekommen ist."

„Ist Ihre Schwester auch im Geschäfte?" fragte Philipp.

„Pardon, Verehrtester," sagte Herr Everard mit einer gewissen Entrüstung, „meine Schwester ist eine der hervorragendsten Künstlerinnen, sie ist Hofkammersängerin und es findet kein bedeutendes Concert statt, worin sie sich nicht hören läßt."

„Sie singt?"

„Sie ist Sängerin, Ihnen zu dienen. Wenn Sie nach Brüssel kommen, wird es mir angenehm sein, Sie ihr vorzustellen."

„Ach," seufzte Philipp, „ich bin für mein Leben an Reizenort gebannt."

„Aber um Gotteswillen, was thun Sie da des Winters, wenn Alles still steht?"

„Ich weiß es nicht, ich bin noch keinen Winter dort gewesen."

„Lieben Sie die Jagd?"

„Ich habe noch keinen Versuch gemacht."

„Dann wird Ihnen nichts Anderes übrig bleiben, als dem Herrn Fastemann sein Geld zählen zu helfen, was eine ganz hübsche Zeit in Anspruch nehmen mag, da er ja enorm reich sein soll."

„Davon werden Sie nichts bemerken," setzte der Reisende, welcher die schöne Weste trug, mit einiger Verachtung hinzu.

„Was sind Sie dort?"

„Einen Titel habe ich nicht, ich helfe überall."

„In Ihrem Fall," erwiederte jener mit der Weste, „würde ich dort nicht bleiben; in solchem Loche möchte ich mein Leben nicht zubringen."

Auch Herr Everard meinte, dies sei für einen jungen Menschen nicht auszuhalten.

„Wenn man gut aussieht," sagte er, indem er mit Wohlgefallen seinen zierlichen Knebelbart strich und darauf die Daumen in die Armlöcher seiner Weste steckte, „kann man wohl eine bessere Carriere machen, als auf einer Ziegelbrennerei in einer Wüste."

„Und wie denn?" fragte Philipp.

„Aber mein bester Herr, freilich Sie kommen von Rothenburg und leben oder sind vielmehr begraben in Reizenort! Wenn Sie einmal nach Brüssel kommen, werde ich Ihnen das näher auseinander setzen. Nur

in einem Falle könnte ich es begreifen, daß Sie bleiben: wenn Sie nämlich Aussicht haben, Fastemann's Erbe zu werden."

„Und wer sagt Ihnen, daß ich die Aussicht nicht habe?"

„Dann, mein Herr, versichere ich Sie meiner höchsten Achtung; aber schmeicheln Sie sich damit nicht vor der Zeit. Wir leben nicht mehr in den Tagen der Romane, wo kinderlose Greise junge tüchtige Leute zu ihren Erben einsetzen."

„Wenn er noch eine hübsche Nichte hätte," bemerkte der mit der schönen Weste lächelnd.

„So würde ich sie doch nicht nehmen," sagte Philipp etwas eifrig.

Der Reisende mit der schönen Weste sah ihn spöttisch an. „Sie sind gewiß verlobt, daß Sie das so sagen?" meinte er.

Philipp erröthete und gestand dadurch die Wahrheit der Voraussetzung ein, worauf ihn die beiden Herren wieder mitleidig ansahen.

„Später ist es immer noch Zeit, sich zurückzuziehen und eine Familie zu gründen," bemerkte der Reisende in Nesseltuch. „Was sagen Sie, Herr Schluck?"

„Ich bin ganz Ihrer Meinung, Herr Everard," erwiederte der mit der prächtigen Weste, „es sei denn, daß der junge Herr, wie er eben andeutete, der Erbe des alten Fastemann werde. Aber ist nicht noch ein gewisser Münster im Geschäfte?"

Philipp nickte zustimmend.

„Wollen wir nicht eine Partie Sechsundsechzig um

eine Tasse Kaffee spielen?“ fragte Schluck seinen Collegen und Everard nahm die vorgeschlagene Partie an. Herr Schluck nahm ein Spiel Karten aus seiner Reisetasche und nachdem die Tasse Kaffee ausgespielt war, spielten sie um eine gute Flasche Wein, wozu sie die feinsten Cigarren, welche natürlich direct aus der Havannah bezogen waren, rauchten. Philipp beobachtete die Herren in Allem, was sie thaten und hielt sie in seiner Unerfahrenheit für Muster von Lebensart und feinem Benehmen. Uebrigens ließ er im Gespräche durchschimmern, in welchem verwandtschaftlichen Verhältnisse er zu dem alten Fastemann stehe. Kurz bevor man den Ort erreichte, wo die zwei Reisenden das Boot verlassen wollten, während Herr Everard in die Cajüte gegangen war, um sein Handgepäck zu holen, sagte Schluck zwischen ein paar dicken Rauchwolken zu Philipp: „Wenn Sie diesen Münster nicht aus dem Wege schaffen, bleibt für Sie nichts übrig, Herr Erlen.“

„Kennen Sie denn Herrn Münster?“

„Ich war eine Zeit lang auf dem Comptoir, aber ich sah sofort, wohin er zielte; ich glaube, daß Münster etwas mehr ist, als der Buchhalter des alten Herrn. Denken Sie an das, was ich Ihnen sage; er steht wie eine unübersteigliche Mauer zwischen dem alten Fastemann und dessen Familie. Verstehen Sie mich?“

Philipp verstand ihn nicht und war sehr verwundert, daß Schluck ihm nicht früher von seinem Aufenthalte im Fastemann’schen Geschäfte gesagt hatte.

„Was thaten Sie auf dem Comptoir?“ fragte er.

„Wahrscheinlich, was Sie jetzt thun werden, un-

bedeutende Dinge, denn Münster läßt sich nichts Wichtiges aus den Händen nehmen. Ich habe darum auch das Feld geräumt, und wenn sich Ihnen keine Möglichkeit bietet, jenen Münster zu beseitigen, rathe ich Ihnen, dasselbe zu thun."

Die Zurückkunft des Herrn Everard machte diesem vertraulichen Gespräche ein Ende und nicht lange darauf verließen die beiden Reisenden das Dampfboot, nachdem Schluck Philipp nochmals gesagt hatte, er möge seinen Rath beherzigen, und Everard den Wunsch ausgesprochen hatte, ihn einmal in Brüssel begrüßen und seiner Schwester vorstellen zu dürfen. Das Haus Bijou wisse immer, wo er sei.

Erfüllt von all den neuen Eindrücken kehrte Philipp auf die Fabrik zurück.

Der Abend war bereits gekommen und überall herrschte tiefe Ruhe. In der Ferne sah Philipp die Gluth der Steinöfen und um sich her hörte er nur das Läuten einer Kuh, das eintönige Quaken einiger Frösche und manchmal das trübselige Schreien der Nachteule. Die Gegend war wie ausgestorben. Welch ein Unterschied zwischen der Wirklichkeit und jener Welt, welche ihm die beiden Reisenden vor Augen geführt hatten! Ja, selbst das kleine Rothenburg erschien ihm jetzt wie ein Himmel und er sah in der Phantasie den großen Saal des Casino vor sich, wo Hunderte von heitern Menschen ihm zujauchzten und darauf im traulichen Garten Herminens Händedruck ihm eine neue, noch glücklichere Welt erschlossen hatte. In dieser Gemüthsstimmung näherte er sich dem alterthümlichen

Hause, dessen Fensterläden bereits geschlossen waren. Der alte Fastemann machte sich wahrscheinlich zum Schlafengehen bereit, nur in Münster's Zimmer brannte noch Licht und dahin richtete Philipp seine Schritte. Der Buchhalter empfing ihn in der gewöhnlichen ruhigen Weise, ohne von seiner Arbeit aufzustehen, gab kaum Antwort und wartete mit der Feder in der Hand, bis Philipp seine ersten Mittheilungen beendigt hatte.

„Hat der alte Herr nach mir gefragt?" setzte er am Schlusse hinzu.

„Nein."

„Und haben Sie mich vermißt?"

„Nein," sagte Münster. „Sie hätten recht gut noch eine Weile ausbleiben können."

„Wenn ich das gewußt hätte!"

Münster gab keine Antwort und starrte auf seine Arbeit.

„Herr Münster," begann Philipp wieder nach einer kleinen Pause, „kennen Sie einen gewissen Schluck?"

„Schluck? Jawohl. Warum?"

„Ich bin mit ihm gereist."

„Da hätten Sie bessere Gesellschaft treffen können."

„Er hat mir erzählt, daß er hier gearbeitet habe."

„An seiner Stelle würde ich das nicht erzählt haben, denn er kann sich mit dieser Erinnerung durchaus nicht brüsten."

„Hat er etwas Schlechtes gethan?"

„Weniger als er beabsichtigte; wir haben ihm bei Zeiten seine Entlassung gegeben, das wird er Ihnen wohl nicht erzählt haben."

„Nein, er hat mir überhaupt nur wenig erzählt.“

„Daran that er sehr verständig,“ sagte Münster und setzte hinzu: „Wollen Sie so gut sein und diese Rechnung einmal nachsehen.“

Diese Aufforderung hatte offenbar nur den Zweck, sich nicht länger durch Philipp stören zu lassen und Münster vertiefte sich wieder vollständig in seine Arbeit. Man hörte nur noch das Kratzen der Feder und das Umwenden der Papiere, an welchen er beschäftigt war.

„Wenn Sie es nicht übel nehmen, Herr Münster,“ sagte Philipp nach einer Weile, da er nicht in der Stimmung war, eine Arbeit zu thun, die seine Aufmerksamkeit verlangte, „gehe ich nun auf mein Zimmer.“

„Gehen Sie nur, lieber Freund, und angenehme Ruhe. Morgen bei Zeit wieder auf, nicht wahr?“

Philipp nickte, wünschte Münster gute Nacht und ging auf sein Schlafkämmerchen, welches ihm kahler und ärmlicher erschien als jemals. Man hatte wohl recht, wenn man Reizenort einen Begräbnißplatz nannte und ihn beklagte. Das ganze Gespräch mit den Reisenden kam ihm wieder in die Erinnerung, auch was er von sich selbst gesagt hatte und was ja auch vollkommen wahr war. Er war der Enkel und vermuthliche Erbe des steinreichen Ziegelfabrikanten, denn was ihm Schluck in Bezug auf Münster mitgetheilt hatte, verdiente keinen Glauben, es war ausgesonnen, um ihn gegen diesen aufzuhetzen und also nur eine Rache des weggeschickten Gehilfen. Mit Verdruß dachte er auch daran, wie überflüssig er eigentlich hier sei. Münster nahm keine Notiz von ihm. Die Arbeiter beachteten ihn kaum und

Niemand erfreute sich an seinen Talenten, die in Rothenburg so viel Anklang fanden. Ja, dachte er, man wird es hier vielleicht lächerlich finden, daß ich mit der Tochter des Bürgermeisters verlobt bin. Mit dem Gedanken an Hermine schlief er ein und träumte, daß er mit den Geschäftsreisenden eine Partie Sechsundsechzig spiele, aber die Karten waren Ziegelsteine und sein Großvater brachte als Kellner eine Tasse Kaffee.

Den folgenden Morgen um fünf Uhr weckte ihn Münster und das alte Leben begann wieder mit seiner Eintönigkeit. Als er Fastemann begegnete, schien dieser nicht einmal zu wissen, daß er zu Hause gewesen sei, und als Philipp anfing, von seiner Familie zu erzählen, wendete sich der alte Mann um und gab einem vorübergehenden Burschen einen Auftrag. Der alte Herr wollte einmal nichts von Familienbeziehungen wissen und diesen Tag sowohl als den folgenden vermied er absichtlich jede Gelegenheit, die ihn mit Philipp in Berührung hätte bringen können.

Der Herbst kam mit seinen Nebeln, und truppweise zogen die Arbeiter davon, so daß beim Beginn des Winters nur einige feste Arbeiter zurückgeblieben waren. Das Ziegelbrennen hörte auf. Die Oefen wurden ausgelöscht und Reizenort glich einem ausgestorbenen Platze. Alles versank in den Winterschlaf. Der alte Herr verbrachte seine Tage in der Nähe des Ofens, Münster am Schreibtische, wo Philipp ihm zur Seite stand, obgleich diesem die meiste Arbeit vorenthalten wurde. Die Stunden schienen ihm Tage, die Tage Wochen zu sein. Zuweilen ging er in das nächste Dorf, aber auch

dort fand er wenig Abwechselung für sein eintöniges Leben. Er kannte Niemanden und Niemand kannte ihn, oder man kannte ihn als den Freund des vormaligen Zuchthaussträflings, der unbegreiflicherweise noch immer das Vertrauen Fastemann's besaß, aber ganz gewiß nur den rechten Augenblick abwartete, um mit einem schlau ausgeführten Plane dem alten Herrn sein Vermögen zu stehlen. Möglicherweise wartete er auch bis zu dessen Tode, um dann mit einem falschen Testamente hervorzutreten. Da Münster katholisch war, so hielten ihn die protestantischen Leute aus der Umgegend für einen Jesuiten, und es hieß, er sei vom Orden beauftragt, die Erbschaft diesem zukommen zu lassen. In dem jungen Erlen vermuthete man einen Handlanger der Jesuiten, denn Münster hatte ihn mitgebracht und jedenfalls gehörte er zu derselben Sorte, wie dieser. Nach solchen Voraussetzungen war es selbstverständlich, daß Philipp überall, wo er sich anzuschließen suchte, unfreundlichen Gesichtern begegnete und daß er zuletzt, um vor Langeweile nicht umzukommen, irgend einen Zeitvertreib aufsuchen mußte, den Reizenort selbst bieten konnte. So fand er nach und nach Vergnügen an der Krähenjagd und der Feldhüter störte ihn darin nicht, denn die Bewohner von Reizenort hatten doch immer einige Vorrechte. Ganze Vormittage wanderte Philipp mit seiner Flinte in der Umgegend umher und übte sich im Schießen auf Sperlinge und Krähen, ein sehr eintöniges Vergnügen, wenn man ihm allein nachgehen muß.

Einmal kehrte er wieder mit seinem Gewehre auf

der Schulter von einem Streifzuge zurück und richtete den letzten Schuß auf eine Krähe, die sich soeben ganz nahe beim Hause niedergelassen hatte. Plötzlich sah er, daß sein Großvater beinahe dicht dabei stand; er hatte den Vogel mit so viel Bedacht verfolgt, daß er den alten Mann gar nicht gesehen hatte. Philipp erschrak selbst und ging augenblicklich auf seinen Großvater zu, um sich zu entschuldigen. Als er herankam, sah er, daß der alte Mann todtenbleich war und an allen Gliedern bebte.

„Entschuldigen Sie mich," sagte er, „ich sah Sie zu spät."

„Oder vielleicht auch nicht genau," sagte Fastemann mit eigenthümlichem Nachdruck. „Was soll das Schießen?"

„Ich bin auf der Krähenjagd."

„Ich mag dies Spielen mit Schießgewehren nicht," sprach Fastemann, indem er seinen Enkel durchdringend anblickte.

„Es ist ein Zeitvertreib für mich."

„Also langweilt man sich hier?"

Es schwebte Philipp auf den Lippen, die Frage recht entschieden zu beantworten, aber er bezwang sich und sagte, er sei an Bewegung gewöhnt und habe dies Mittel dazu erwählt.

„Ich will aber nichts von diesem Mittel wissen. Jemand, der so gern schießt, muß Soldat werden, dann wird er für das Todtschießen der Menschen noch bezahlt und bekommt Orden und Auszeichnungen obendrein."

„Danach verlange ich nicht," antwortete Philipp, „und Menschen todt zu schießen liegt nicht in meiner Art."

Der alte Herr brummte etwas vor sich hin, kehrte ihm den Rücken zu und ging in's Haus.

Als Philipp am andern Morgen in die Scheuer kam, wo die Flinte aufbewahrt wurde, bemerkte er, daß sie verschwunden war. Münster hatte den Auftrag bekommen, sie unter Schloß und Riegel zu verwahren. Seit dieser Zeit sprach Fastemann gar nicht mehr mit seinem Enkel und vermied überhaupt, ihm zu begegnen; er schloß sich fast ein in sein Zimmer. Für Philipp wurde der Aufenthalt auf Reizenort täglich einsamer und langweiliger. Er hatte ein einziges Mal einen Brief an Hermine geschrieben, aber sie hatte ihm sehr schnell geantwortet, daß der Postbote nicht verschwiegen gewesen sei und man viel über die Ankunft des Briefes gesprochen habe, sie halte es nicht für schicklich, daß sie correspondirten, so lange sie nicht öffentlich verlobt seien.

Von da ab beschränkte sich Philipp darauf, Briefe an Hermine zu schreiben, die er niemals absandte. Da natürlicherweise keine Antwort darauf kam, verlor auch dies den Reiz und er mußte nun von seinen Erinnerungen zehren und sich an Hoffnungen auf die Zukunft erfreuen.

Endlich schien eine kleine Abwechselung zu kommen. Philipp wurde eines Tages in das Dorf geschickt, um einen recommandirten Brief zu holen und dieser Brief mußte sehr wichtige Nachrichten enthalten, denn Münster blieb fast den ganzen Morgen in der Stube des Prin=

cipals. Später erfuhr Philipp auf seine Fragen, daß der alte Fastemann noch gesonnen war, sich bei einem großartigen Geschäftsunternehmen zu betheiligen und Münster in dieser Angelegenheit für unbestimmte Zeit verreisen solle.

Philipp fragte Münster, ob er denn nun in seiner Abwesenheit die Geschäfte führen werde, aber Münster belehrte ihn eines Andern und sagte ihm, der alte Fastemann werde sich niemals dazu verstehen, ihn tiefer in seine Geschäftsangelegenheiten blicken zu lassen, da sein Mißtrauen in der letzten Zeit sich bedeutend vermehrt habe.

„Ich habe Alles gethan," entgegnete Philipp, „um sein Vertrauen zu gewinnen, aber ich muß selbst bekennen, daß der Zwiespalt eher größer als kleiner geworden ist. Ich glaube, ich thue wohl daran, wieder von hier fortzugehen."

„Und was dann?"

„Das weiß ich nicht, ich möchte die Welt gern sehen, die ist groß genug und es wird sich für mich auch wohl eine Stelle finden."

„So, und welche Art von Stelle?"

„Als Geschäftsreisender würde ich vielleicht beginnen können."

„Haben Sie denn irgend welche Aussicht oder eine Beziehung?" fragte Münster.

„Ich kenne einen Handelsreisenden, einen gewissen Everard, der für das Haus Bijou in Brüssel reist."

„Das will nicht viel sagen, denn diese Art Herren gelten gewöhnlich nicht viel bei ihren Principalen;

übrigens könnte sich die Sache machen und Ihre Absicht, die Welt zu sehen, ist nicht übel. Vergessen Sie nur Münster's Adresse nicht und lassen Sie mir Ihre Adresse hier."

Philipp sah niedergeschlagen vor sich, aber während Münster scheinbar ruhig seine Arbeit fortsetzte, kochte und gährte es in der Brust des jungen Menschen, der immer mehr einsah, daß seines Bleibens hier am Orte nicht war und der doch mit seiner Abreise von Reizenort alle Lebenshoffnungen und Aussichten für die Zukunft versinken sah. Denn daß es alsdann auch für immer um seine Verlobung geschehen sei, sah er wohl ein. Hermine Degeling würde ihn als Schreibergehilfen seines Vaters nicht zum Verlobten haben wollen. Und warum dies Alles? Weil sein Großvater ein alter Thor war, der ihn, seinen einzigen Enkel, ohne jeden Grund von sich stieß, während er sein volles Vertrauen einem Zuchthaussträfling schenkte. Und nun stiegen in Philipp's Gedanken alle die Gerüchte wieder auf, welche in Bezug auf Münster in Umlauf waren. War dieser nicht vielleicht die alleinige Ursache des Mißverhältnisses zwischen Fastemann und seiner Familie? War Münster nicht ein heimlicher Jesuit, wie man im Dorfe sagte, der den alten Fastemann umgarnte, um dessen Vermögen seinem Orden zuzuwenden? Wenn ich den Großvater nur einmal allein und ungestört sprechen könnte, dachte Philipp, wer weiß, ob sich da nicht Alles anders und zum Nachtheile dieses Münster verändern würde! Wenn er mich verdrängen will, so ist es kein Unrecht, daß ich ihm in den Weg trete. Von diesem Augen-

blick an stand bei Philipp der Plan fest, mit seinem Großvater offenherzig zu sprechen, aber er wollte eine gute Gelegenheit abwarten und beschloß daher, diese Unterredung zu verschieben, bis Münster auf der Reise sei. Einstweilen überlegte er, was er mit seinem Großvater sprechen und wie er dessen Vorurtheile bekämpfen wolle. Seine jugendliche Phantasie stellte ihm den Sieg schon als gewonnen dar und es litt bei ihm keinen Zweifel, daß seine Zukunft gerettet sei. Es war ihm nicht möglich, am Tage, nachdem er diesen Entschluß gefaßt hatte, mit Münster besonders freundlich zu sprechen, er hatte ein zu ehrliches, offenes Gemüth und würde am liebsten dem Geschäftsführer seinen ganzen Plan selbst mitgetheilt haben, ja, er hielt es für eine große Ueberwindung, daß er dieses nicht that.

Nach dem Mittagsessen kam der alte Fastemann unter irgend einem Vorwande auf das Comptoir, was er überhaupt sehr selten that. Während er scheinbar ganz gleichgiltig in einem der Geschäftsbücher etwas nachschlug, sagte er, ohne seinen Enkel anzusehen:

„Herr Münster hat wohl schon gesagt, daß Erlen eine Zeit lang Ferien haben kann, und da Münster heute Abend verreist, so könnten beide diese Gelegenheit zusammen benutzen.“

„Aber sollte ich nicht grade jetzt hier nöthig sein?“ wendete Philipp ein.

„Nöthig?“ entgegnete der Alte mit Achselzucken. „Nein, das finde ich gar nicht. Wie steht es mit der Rechnung, Münster? Ist Erlen im Vorschuß?“

„Ich habe nie Vorschuß genommen und stets gewartet, bis ich meine Zahlung erhielt."

„Um so besser, um so besser. Machen Sie eine runde Summe daraus, Münster. O, haben Sie es schon ausgezogen? Richtig, siebenundfünfzig und zweiundzwanzig. Machen Sie nur Hundert daraus. Also, wie ich gesagt habe, heute Abend wird die Reise gemeinschaftlich angetreten. Guten Abend."

Philipp wollte rasch etwas erwiedern, aber bevor er dazu kommen konnte, war Fastemann verschwunden, und er hatte seinen Abschied, oder wenigstens seine vorläufige Entlassung aus dem Geschäfte seines Großvaters.

Münster zählte das Geld ab.

„Was wollen Sie haben, Papier oder Münze?" fragte er.

„Nichts!" antwortete Philipp entrüstet, „ich werde weggejagt und ich habe keinen Anspruch an Geld."

„Nichts?" wiederholte Münster, „das ist nicht verständig. So viel ich weiß, haben Sie keine fünf Gulden mehr in der Tasche und Sie können die hundert Gulden sehr gut gebrauchen. Hier haben Sie die Hälfte in Papier, die Hälfte in Reichsthalern."

Philipp schob das Geld schweigend in seine Tasche. Das Vergnügen, welches ein junger Mann sonst empfindet, wenn er die ersten hundert Gulden, die er verdient hat, einstreicht, war ihm vergällt durch die Art und Weise, wie er es empfing, aber Münster schien dies nicht einmal zu bemerken und buchte ruhig die Ausgabe, indem er die Nummern der Cassenscheine

genau aufschrieb. Durch diese Ruhe kam auch Philipp wieder zur Besinnung und sagte in ganz anderm Tone:

„Finden Sie es nicht hart, wie ich von meinem Großvater behandelt werde.“

„Alte Leute sind wie Kinder,“ erwiederte Münster, „und ich habe Ihnen schon öfter gesagt, wie er über Sie denkt.“

„Wenn ich einmal offenherzig mit ihm spräche?“

Münster zuckte die Achseln und sagte trocken: „Thun Sie, was Sie für gut finden.“

Darauf schloß er Kisten und Kasten und ging auf das Werk, während Philipp sich nach seiner Kammer begab und seinen Koffer packte, mit dem festen Vorsatze, nicht fortzugehen, bevor er seinen Großvater gesprochen habe. Aber Fastemann war nicht mehr zu sprechen und einige Stunden später gingen die beiden Männer nach dem Dorfe, von wo aus Münster seine Reise mit dem Postwagen sogleich fortsetzte, während Philipp erst am andern Morgen Gelegenheit hatte, nach Rothenburg zu reisen.

Neuntes Capitel.

Unterwegs hatten beide nicht viel mit einander gesprochen und als sie in das Dorf kamen, blieb Münster zu wenig Zeit übrig, um sich mit Philipp weitläufig zu besprechen. Er fühlte, daß dieser eine Verstimmung gegen ihn hegte, aber so lange kein Wort ihm Veranlassung gab, sich zu rechtfertigen, blieb er, eingedenk des Sprichworts, ruhig. Philipp dagegen berührte die empfindliche Frage nicht, weil er die feste Absicht hatte, mit seinem Großvater selbst zu sprechen und sobald der Postwagen abgefahren war, machte er sich denn auch auf den Weg, um langsam nach der Fabrik zurückzukehren.

Es war heller Mondschein und es fror, daß der Weg unter den Füßen knisterte. Der Schnee, der hier und da noch lag, glänzte wie Silber. Philipp fühlte die Kälte nicht; er dachte an das Gespräch, welches er mit seinem Großvater halten wollte und er wähnte sich seines Erfolges so sicher, daß er sich bereits an Münster's Platz träumte, dessen listiger Anschlag entdeckt und bestraft werden sollte. Je näher er nach

Reizenort kam, um so mehr schien ihm die Zeit zu dem Gespräch nicht mehr günstig. Bis er ankam, war der Alte bereits zu Bette und er beschloß daher, lieber am andern Morgen zu einer ganz schicklichen Zeit sich die Unterredung zu erbitten. Seine Stube und sein Bett war bereit, aber wenn er den gewöhnlichen Weg dahin nahm, mußte er die Köchin erwecken und sie zur Mitwisserin seines Geheimnisses machen; dadurch konnte Geräusch entstehen und der alte Fastemann aufmerksam werden. Daß dieser alsdann weniger geneigt sein werde, seinem Enkel Gehör zu geben, lag auf der Hand; besser war es daher, an dem Maulbeerbaume empor zu klettern und das Kammerfenster von außen zu öffnen, wodurch er ohne Geräusch hineingelangte. Die Hunde kannten ihn und wenn sie auch anschlugen, so schwiegen sie doch augenblicklich, sobald sie seine Spur erkannten.

Philipp verfolgte seinen Plan, klomm an dem Maulbeerbaum in die Höhe und befand sich bald in seiner frühern Schlafkammer. Er konnte sich jedoch nicht so rasch entschließen, sich zu Bett zu legen, denn das Gefühl, daß er doch nicht auf dem rechten Wege in das Haus gedrungen sei, beunruhigte ihn jetzt mehr, als er vorher für möglich gehalten hatte. Er setzte sich an den Tisch, zündete eine Cigarre an und versank wieder in Nachdenken über sein Vorhaben. Nachdem er ausgeraucht hatte, überfiel ihn doch der Schlaf und bevor er noch einen Entschluß fassen konnte, kam er in einen festen Schlummer.

Unterdessen befand sich Fastemann in seiner Schlaf-

kammer, deren Thür weit geöffnet war, um die Wärme aus der Wohnstube einzulassen. Es war ihm eine Last vom Herzen genommen, seitdem er wußte, daß Erlen fort war. Jeden Tag, beinahe jede Stunde hatte ihm der junge Mann vor der Seele gestanden, wie er mit seinem geladenen Gewehr auf ihn anlegte, und es wäre ihm unmöglich gewesen, mit ihm allein auf Reizenort zu bleiben. Wäre auch die Geschichte mit der Flinte nicht vorgefallen, er würde ihn doch nicht behalten haben, da er ein für alle Mal eine Abneigung dagegen hatte, irgend Jemand von seiner Familie Einblick in die Geschäftsverhältnisse zu gestatten. Nach und nach hatte der alte Mann das Feuer in seiner Wohnstube ausgehen lassen, dann begab er sich zu Bett und kurze Zeit darauf lag Alles in tiefem Schlaf, nur das flackernde Flämmchen eines Nachtlichts konnte man in der Stube des alten Herrn erblicken.

Alles ruhte nun auf und um Reizenort, aber gegen Mitternacht konnte man auf dem Hofe einige Bewegung bemerken. Zögernd schlich eine menschliche Gestalt darüber hin und bald darauf gesellte sich eine zweite dazu, welche aus dem Schatten der Bäume hinter dem Hause auftauchte. Die Hunde knurrten, aber sie wurden durch ein paar leckere Knochen zum Schweigen gebracht, so daß sie keine Zeit hatten, darauf zu achten, was die ungeladenen Gäste unternahmen. Diese hatten mit der Schnelligkeit, welche solchen Leuten eigen ist, eine Fensterscheibe ausgeschnitten, das Fenster von innen ohne Geräusch geöffnet, und nachdem sie durch Einsteigen sich

der Beobachtung von außen entzogen hatten, begannen sie vermittelst falscher Schlüssel Kasten und Kisten zu öffnen und sich die Beute auszusuchen, welche ihnen geeignet schien. Sie verstanden ihr Handwerk. Im Verlauf einer Stunde hatten sie ihre Absichten erreicht und ihr Geschäft beendigt, welches nur zuweilen durch ein vorsichtiges Lauschen unterbrochen worden war.

„Still," flüsterte der Eine plötzlich, während er die Papiere, die er in der Hand hielt, vorsichtig fallen ließ, „ich höre oben Geräusch."

„Albernheit," entgegnete der Andere. „Der Alte kann uns hier nicht hören."

„Doch, doch."

„So halte ihn ab, währenddessen ich hier zusammenpacke."

„Aber er wird schreien."

„Wenn Du ihn gut packst, nicht."

Während einer der beiden Männer Alles zusammenfaßte, was er greifen konnte, stand der andere bei der Thür und hielt sich bereit, um demjenigen, der hereintreten würde, mit einem großen Hammer den Schädel einzuschlagen. Ob der, den sie kommen gehört hatten, aus Furcht zögerte, oder nur wartete, bis er wieder etwas höre, genug, der Anführer der beiden saubern Gesellen hatte bereits Alles zusammengepackt, bevor die Thür geöffnet wurde. Er verständigte sich durch einen Wink mit dem Andern und beide waren wieder durch das geöffnete Fenster hinausgestiegen, als in demselben Augenblicke die Thür aufgerissen wurde und Philipp hereinstürzte. Ein rascher Blick durch das vom Mond-

schein erleuchtete Zimmer verrieth ihm, was dort geschehen war. Einen Augenblick stand er rathlos, aber dann besann er sich nicht länger, sprang durch das geöffnete Fenster jenen nach und da er jünger und kräftiger war und nichts zu tragen hatte, so war er ihnen bald dicht an den Fersen, ohne zu überlegen, daß er sein eigenes Leben in Gefahr brachte und nichts gegen ihre Uebermacht ausrichten konnte, wenn er sie einholte. Das begriffen die Beiden auch, sie setzten daher ihre Flucht nur so lange fort, bis sie weit genug von Reizenort entfernt waren, damit das Geräusch Niemand erwecken könne. Dann aber stand der letzte von ihnen plötzlich still und Philipp erkannte trotz seines Schreckens und seiner Aufregung ein Gesicht, das ihm nicht fremd war und welches er schon gesehen haben mußte, wenn er auch in diesem Augenblicke nicht wußte, wo dies geschehen war. Bevor er noch weiter darüber nachdenken konnte, sah er plötzlich ein Messer in der Hand des Diebes blinken und da er in der Eile der Verfolgung nicht daran gedacht hatte, eine Waffe mit sich zu nehmen, so blickte er um sich her, ob er irgend etwas zu seiner Vertheidigung ergreifen könne. Zufällig erblickte er einen starken Knüppel, er machte einen Sprung zur Seite, um denselben ergreifen zu können. Aber die beiden Diebe stießen ein unterdrücktes helles Lachen aus, als er bei diesem Sprunge in den mit Eis überdeckten Graben gerieth, wo er bis über die Hüften einbrach.

„Wart', ich will Dir heraushelfen!" rief der zurückgebliebene Dieb, indem er auf Philipp zulief, um ihm

einen tüchtigen Streich zu geben, aber das Glück war diesem günstig. In seiner Angst hatte er nach der verkehrten Richtung zu entkommen gesucht und war auf diese Weise tiefer in den Graben, zugleich aber aus dem Bereich seiner Verfolger gekrochen. Das unerwartete kalte Bad brachte ihn vollkommen zur Besinnung und er sah nun mit einem Male die Tollkühnheit des Unternehmens ein, daß er sich allein und unbewaffnet an die Verfolgung der beiden Diebe gewagt hatte. Aber diese Einsicht kam ihm zu spät und nun fand grade das Gegentheil von dem statt, was man soeben hatte sehen können. Kaum war er wieder auf dem Trocknen, so verfolgten ihn die beiden Diebe, die sein Zeugniß fürchten mochten, ebenso eifrig, wie er sie zuvor verfolgt hatte. Seine Kleider waren durch das Wasser schwer geworden, aber trotzdem rannte er in vollem Lauf und weder er noch seine Verfolger ließen ein Wort oder einen Schrei hören. Die Angst hinderte Philipp zu schreien, während seine Verfolger in der Erwartung ihres düstern Vorhabens schwiegen. Wie eine wilde Jagd eilten die drei Menschen über die einsame Fläche und der helle Mondschein zeigte ihre langen Schatten, die ihnen folgten wie eine gespenstische Erscheinung. Nirgends zeigte sich außerdem eine Spur von Leben oder Bewegung und die ganze Gegend schien in tiefsten Schlaf versunken. Doch nein, da erklang aus der Entfernung ein schweres, dröhnendes Geräusch. Zwar klang es noch sehr fern, aber Philipp, dem jedes Lebenszeichen wie eine Rettung erscheinen mußte, wurde doch bald gewahr, daß das Geräusch von einem schweren

Lastwagen herrührte, der langsam auf der Landstraße dahinfuhr. Während er seinen Lauf nun noch beeilte, hielten die beiden Verfolger plötzlich ein.

„Verdammt!“ rief der Eine. „Der Bursche entkommt uns!“

„Hierher,“ flüsterte der Andere, „sonst laufen wir selbst noch Gefahr.“

Darauf bückten sie sich beide und halb laufend, halb kriechend erreichten sie ein nahes Gebüsch, wo sie sich verbergen konnten.

„Wir werden ihn noch fassen,“ flüsterte der Erste, „denn er muß wieder hier vorbei, wenn er nach Reizenort zurück will.“

„Du hattest mir doch gesagt, er sei nicht mehr auf der Fabrik,“ versetzte der Andere.

„Ich glaubte es sicher zu wissen,“ erwiederte der Erste, „aber nun muß gesorgt werden, daß er nicht mehr dorthin zurückkehrt. Ich glaube gewiß, daß er mich erkannt hat und mein früherer Aufenthalt zu Reizenort könnte mir sehr zum Nachtheile gereichen.“

„Wir wollen ihn im Auge behalten,“ sagte der Andere, und beide starrten nach der schwarzen Masse, die sich auf der großen Landstraße fortbewegte. Es war einer jener großen Frachtwagen, die namentlich im Winter, wenn der Verkehr auf den Flüssen gehemmt ist, häufig Tag und Nacht unterwegs sind. Der Fuhrmann ging ruhig neben seinen Pferden und änderte seinen Schritt gar nicht, als er die schwarzen Gestalten sich so rasch über das Feld bewegen sah. Er machte nur den schweren Knüppel los, den er in einem Knopf-

loch seiner Jacke festgebunden hatte und wartete nun ab, ob es einen Angriff auf ihn gelte, oder was sich sonst aus der seltsamen Erscheinung entwickeln werde. Endlich konnte er unterscheiden, daß es drei menschliche Wesen waren, von denen der Vorderste scheinbar von den andern Beiden verfolgt wurde. Gleich darauf ließ er seine schweren holsteiner Pferde stille halten, nahm den Knüppel in die Faust und erwartete die Ankunft des Ersten der Drei, der grade auf ihn zulief und nachdem er durch einen Blick rückwärts sich überzeugt hatte, daß jene nicht mehr hinter ihm waren, still stand.

„Was wollt Ihr hier?“ rief ihm der Fuhrmann zu. Philipp war so sehr außer Athem, daß er keinen Laut von sich geben konnte. „Wenn Ihr nicht antwortet, Camerad,“ sagte der Fuhrmann, indem er auf ihn zutrat, „dann — was zum Teufel, junger Herr, sind Sie das?“ fuhr er auf einmal mit verändertem Tone fort, als er Erlen erkannte, den er in Reizenort oft genug gesehen hatte.

„Ich selbst, Anton. Es ist in der Fabrik eingebrochen worden und ich bin den Dieben nachgelaufen.“

„Ich dachte, daß sie Ihnen nachsetzten,“ meinte der Fuhrmann.

„Das ist auch so; erst ich Ihnen, dann sie mir.“

„Und jetzt sind die Kerle verschwunden,“ entgegnete der Fuhrmann und fuhr theilnehmend fort: „Nehmen Sie erst einen Schluck. Sie scheinen im Wasser gewesen zu sein; wie verhält sich das?“

Ein Schluck Branntwein brachte Philipp wieder einigermaßen zu sich selbst.

„Was ist denn geschehen?“ forschte nun der Fuhrmann. „In Reizenort hat man eingebrochen und Sie haben die Kerle verfolgt?“

„Ja,“ sagte Philipp, „und wenn Sie mitgehen, werden wir sie bald gefunden haben.“

„Das ist wohl möglich, junger Herr, aber während der Nacht solchem Volk nachzulaufen, das überlasse ich den Feldwächtern. Das Verständigste ist, wenn Sie in's Dorf gehen und die Sache anzeigen.“

„Allein?“ sagte Philipp.

„Mein Weg geht nach der andern Seite,“ versetzte der Fuhrmann.

„Wenn ich allein gehe, bin ich verloren.“

„Das ist wohl möglich. So zeigen Sie es morgen früh an. Weiß Herr Fastemann davon?“

„Nichts, der wußte nicht einmal, daß ich im Hause war.“

„Was sagen Sie?“

Philipp sah sich genöthigt, dem guten Fuhrmann den ganzen Vorfall bis in die Einzelheiten zu erzählen.

„Wissen Sie,“ sagte dieser darauf, „in Ihrem Falle würde ich mich nicht weiter um die Sache bekümmern. Was kann Ihnen daran liegen? Daß Herr Fastemann bestohlen ist, wird er morgen früh selbst finden, und wer es gethan hat, muß das Gericht dann entdecken; aber wenn Sie erzählen, daß Sie den Abend durch das Fenster gestiegen seien, um den alten Mann noch einmal zu sprechen, wissen Sie, junger Herr, wenn ich, wie ich hier stehe, vom Gericht wäre, so packte ich Sie zu allererst fest.“

„Anton!"

„Nehmen Sie sich's nicht zu Herzen; erstens bin ich nicht vom Gerichte, und zweitens glaube ich selbst nicht, wenn ich Sie so sehe, daß Sie schuldig sind; aber wenn mir Jemand erzählt, er sei des Nachts in mein Fenster gestiegen, um am andern Morgen mit mir über Geschäfte zu sprechen, wahrhaftig, junger Herr, Sie hätten besser gethan, ruhig im Wirthshause zu bleiben."

„Das glaube ich selbst," entgegnete Philipp, „aber was kann es jetzt helfen."

„Ich wette meinen Kopf," sagte der Fuhrmann, „daß Sie vorläufig frei Logis bekommen, wenn Sie sagen, wo Sie waren."

Philipp blieb einen Augenblick in Gedanken vertieft.

„Eins kann mich retten, Anton," sagte er dann, „nämlich, wenn Sie sagen, daß ich in Ihrem Wagen gesessen habe."

„So, dann komme ich auch noch mit in das Spiel; das möchte ich nicht gern, ich mag mit den Herren vom Gericht nichts zu thun haben, das Volk ist so neugierig und nimmt uns Zeit und Geld ab mit den ewigen Vorladungen und Zeugenverhören."

„Wo fahren Sie jetzt hin, Anton?"

„Ja wohl, ich sehe schon, wo das hinaus will; als verständiger Mann aber sage ich, lassen Sie mich fahren und suchen Sie Ihren eigenen Weg."

„Aber, Sie werden doch einsehen," erwiederte Philipp, „daß ich mich zuerst auf Sie berufen werde, der gesehen hat, daß ich verfolgt wurde."

Anton wurde durch die Aussicht, als Zeuge verhört zu werden, nicht wenig erschreckt. Philipp fuhr fort: „Wenn Sie also Zeit und Geld ersparen und noch dazu etwas verdienen wollen, so lassen Sie mich aufsteigen und nehmen Sie mich mit.“

Während er dies sagte, hatte er seine Brieftasche hervorgezogen, aus welcher er einen Cassenschein nahm, den er dem Fuhrmann hinreichte. Dies wirkte mehr, als alle Unterredungen und Anton sah mit einem Male die Sache von einem ganz andern Gesichtspunkte an. Sie waren im Gespräche weiter gegangen, Anton ließ die Pferde jetzt halten und forderte Philipp auf, in den Wagen zu klettern, dann gab er ihm den Rath, die nassen Kleider auszuziehen und sich in die Pferdedecken einzuwickeln. Philipp befolgte diese Rathschläge. Kurze Zeit darauf hatte die Müdigkeit seine Aufregung überwältigt und obgleich ein eigentlicher fester Schlaf sich nicht einstellte, so verfiel er doch in eine Art von Schlummer, worin ihm fortwährend die seltsamsten Gestalten vor Augen schwebten. Erst beim Anbrechen des Tages verfiel er in einen einigermaßen festen Schlaf, aus welchem er beim Stillstehen des Wagens in einer Dorfherberge erwachte. Anton ließ Kaffee und Brot kommen, und da er es besser fand, daß der junge Herr nicht gesehen werde, so brachte er ihm das Frühstück in den Wagen, während er selbst sich mit einem Schnaps begnügte. Für einen richtigen Fuhrmann kann der Schnaps, je nach der Zeit, Frühstück, Mittagsmahl oder Abendbrot ersetzen. Anton nahm also einen gegen die Müdigkeit und einen als Ersatz für das Frühstück,

worauf er noch einen gegen die kühle Morgenluft nahm, und beim Abfahren noch einmal aus seiner eigenen Flasche kostete, um zu erproben, ob ein großer Unterschied zwischen den beiden Sorten bestehe. Darauf ging er mit dem gewöhnlichen schweren Tritt neben seinen Pferden her, als ob gar nichts geschehen sei. Gegen Mittag kam man in einem Dorfe an, welches zu einer andern Gemeinde gehörte. Dort spannte Anton aus, um bis zur Nacht zu bleiben und Philipp setzte sich in der ärmlichen Gaststube nieder, um sich etwas zu erholen und über seine Lage nachzudenken. Je länger er das letzte that, um so schwieriger erschien ihm die Verwicklung, in welche er gerathen war. Ein Zurückkehren nach Reizenort erschien ihm nicht gerathen und nach und nach kam er zu der Ueberzeugung, daß für ihn das Beste sei, wenn er vor der Hand weder zu seinem Großvater, noch nach Rothenburg gehe, sondern sein Glück anderwärts versuche. Die hundert Gulden, welche er bei sich führte, erschienen ihm wie ein großer Schatz und er dachte, wenn er erst in Brüssel sei, könne es ihm nicht fehlen. Anknüpfend an diese Hoffnung, entwarf er weitere Pläne. Er sah sich bereits an der Spitze eines großen Handelshauses und wie er dann nach Rothenburg zurückkehren, um Hermine Degeling anhalten und alle die Ideale verwirklichen wollte, die augenblicklich durch das Betragen des Großvaters vernichtet waren.

Während Philipp auf der Bank der armseligen Wirthsstube träumend saß, war in der Umgegend von Reizenort Alles in Aufruhr und Bewegung. Kaum

war die Polizei von dem Vorfall benachrichtigt, so fand sich der Untersuchungsrichter mit mehreren Beamten auf der Fabrik ein, um an Ort und Stelle ein Protocoll aufzunehmen. Es wurde genau constatirt, daß die Diebe von außen das Fenster geöffnet hatten und hereingestiegen waren, daß sie eine Kiste und den Schreibepult erbrochen hatten, wobei sich leider nicht feststellen ließ, was von beiden zuerst geschehen war. Ferner wurde entdeckt, daß noch ein anderes Fenster von außen, und zwar von dem vor demselben stehenden Maulbeerbaum aus, geöffnet worden war; in der Stube, zu welcher dies Fenster führte, hatte man einen Stuhl bei dem Tische stehen und auf diesem Cigarrenasche nebst einem Endchen Cigarre gefunden, welches letztere genau mit andern Cigarrenenden übereinstimmte, die bereits früher in den Kamin geworfen waren.

Der alte Fastemann fand sich höchst unangenehm berührt, als er einem so jungen Menschen, wie der Untersuchungsrichter war, Rede und Antwort stehen sollte, und es wäre fast zu einem Streit zwischen beiden gekommen, bevor er sich herbeiließ, Auskunft zu ertheilen, wie viel die Diebe gestohlen hatten und ob außer ihm noch Jemand im Hause zu schlafen pflege. Das Gericht fand selbstverständlich die Persönlichkeit Münster's sehr verdächtig und obgleich sich Fastemann für dessen Ehrlichkeit verbürgte, half ihm dies nichts und der ehemalige Zuchthaussträfling mußte sofort zurückberufen werden, ja derselbe konnte sogar von Glück sagen, daß man ihn nicht zurück transportiren ließ. Als Fastemann in Bezug auf Erlen gefragt wurde, ob dessen

Familie ihm näher bekannt sei, besann er sich eine Weile und entgegnete dann mit einem entschiedenen Nein. Weiter befragt, ob ihm in des jungen Menschen Betragen während seines Aufenthalts in Reizenort nichts Bemerkenswerthes aufgefallen sei, erinnerte sich der alte Mann, daß Philipp ein Gewehr auf ihn angelegt habe, und unter dem Eindruck der Frage sagte er halb zu sich selbst: „Er hat mich einmal fast durch einen Flintenschuß getroffen," worauf der Untersuchungsrichter ein bedenkliches Gesicht machte und sich den Vorfall mit allen Einzelheiten erzählen ließ.

Als Münster ankam, stellte der Untersuchungsrichter zuerst die Frage an ihn, wo er den jungen Erlen gelassen habe und als er die Auskunft gab, daß er diesen im Dorfe zurückgelassen, wurde an den Bürgermeister in Rothenburg geschrieben, um zu erfahren, ob er dort angekommen sei. Vorderhand wurde Münster ganz besonders beobachtet, und wie das Gericht, so dachten auch die Bewohner der Umgegend von Reizenort. In ihren Augen unterlag es keinem Zweifel, daß Münster den jungen Erlen verleitet habe, den Diebstahl mit ihm zu begehen. Der allgemeinen Ansicht nach war Erlen mit dem Gelde vorausgeeilt und Münster sollte nachkommen. Aber wo war Philipp Erlen geblieben? Er war plötzlich verschwunden, ohne daß man wußte, warum und wohin, und dies war nicht nur für die große Menge ein Räthsel, sondern auch für diejenigen, deren Aufgabe es war, sich darüber Aufschluß zu verschaffen. Das Gericht hatte geglaubt, er sei nach Rothenburg abgereist, aber der Bürgermeister Degeling,

bei welchem amtlich angefragt wurde, hatte erklärt, daß der junge Erlen dort noch nicht angekommen sei, und aus einer Unterredung mit dem Steuereinnehmer folgerte er, wie er schrieb, daß die Familie in den letzten Wochen nichts von ihm vernommen habe.

Es war kein Wunder, daß diese gerichtliche Anfrage den Bürgermeister Degeling in nicht geringe Aufregung versetzte. Zuerst besprach er die Sache mit seiner Frau und dann ersann er eine geschäftliche Veranlassung, welche den Steuereinnehmer zu ihm führen mußte. Er versuchte anfänglich, diesen auszuforschen, ob Philipp sich vielleicht heimlich in Rothenburg aufhalte, aber der ehrliche und offene Steuereinnehmer merkte bald, daß irgend etwas mit seinem Sohn nicht ganz in Ordnung sei und indem er seine Hand auf Degeling's Arm legte, sagte er mit bebender Stimme: „Ich bin ein Mann, Herr Degeling, sagen Sie mir lieber Alles auf einmal, anstatt mich auf die Folter zu spannen."

„Ich versichere Ihnen," entgegnete der Bürgermeister, „daß ich nichts Besonderes — es ist vom Gerichte bei mir angefragt, ob Ihr Sohn vielleicht — ich soll sofort Nachricht —"

„Durch das Gericht?"

„Nun ja, wie denn sonst? Es kann eine Streitigkeit — es kann etwas Anderes — und nun mischt sich das Gericht ein, das, wie Sie wissen, sehr neugierig —"

„Ich reise sofort nach Reizenort, Bürgermeister."

„Aber bester Herr Erlen, übereilen Sie sich nicht, ich kann ja zuvor dort — vielleicht erfahre ich, was

mit Ihrem Sohn — in der Zwischenzeit kommt er vielleicht zurück und dann können Sie die Sache — man muß nicht Alles gleich so schwarz — die Jugend macht ja wohl einmal einen dummen Streich, aber Ihr Sohn ist ein viel zu anständiger Mensch, um — Sie brauchen sich gewiß seiner nicht zu schämen."

Erlen schüttelte ungläubig den Kopf, aber des Bürgermeisters Worte übten doch eine gewisse Wirkung auf ihn, um so mehr, als der Reise nach Reizenort verschiedene andere Umstände im Wege standen, einmal waren die Kosten zu bedenken und dann konnte er auch schwer von seinen Geschäften loskommen.

Einige Tage darauf kam der Bürgermeister wieder zu dem Steuereinnehmer und setzte ihn von einem Briefe in Kenntniß, den er von Reizenort erhalten hatte. Darin war nun der ganze Vorfall des Einbruchs und Diebstahls in allgemeinen Umrissen geschildert und der Bürgermeister setzte zum Schlusse hinzu, daß man die Meinung hege, ein gewisser Münster, der bereits früher im Zuchthause gesessen habe und unbegreiflicher Weise durch den Herrn Fastemann wieder in Gnaden aufgenommen sei, könne vielleicht nachtheilig auf den jungen Erlen eingewirkt haben, wenn dieser überhaupt bei der Sache betheiligt sei.

„Es ist unmöglich, unmöglich!" rief der Steuereinnehmer, während dicke Thränen über seine Wangen rieselten: „Hätte der Junge sich lieber ertränkt, als seinen ehrlichen Namen besudelt. O, Bürgermeister, wie glücklich sind Sie, keine Söhne zu haben!"

Herr Degeling war immer anderer Meinung ge-

wesen, aber er fand den Augenblick doch nicht geeignet, um einen Streit darüber zu führen; er versuchte, den Steuereinnehmer so gut als möglich mit der Hoffnung zu trösten, daß Alles eine Verwechselung sei, daß Gerüchte häufig übertrieben und so weiter, aber bei sich selbst war er doch ziemlich fest überzeugt, sein College habe ihm nur die halbe Wahrheit geschrieben und der junge Erlen sei eigentlich ein ganzer Schuft.

Frau Degeling war natürlich nicht wenig überrascht, als sie von all diesen Dingen benachrichtigt wurde.

„Es thut mir leid um Hermine," schloß der Bürgermeister seine Mittheilung.

„Wir müssen ihr die Sache vorderhand noch verschweigen," meinte seine Frau, „aber gelegentlich werde ich ihr doch einen Wink geben."

„Wenn Du nur vorsichtig — es ist recht traurig."

„Ja wohl ist es schade, es war eine so gute Partie, sollte es nicht möglich sein, daß die Sache beigelegt würde?"

„Wenn dies möglich wäre, würde sich vielleicht noch Alles — nun, wir wollen hoffen — möglicherweise bleibt es nur eine Familienunannehmlichkeit."

„Was meinst Du, Degeling, wäre es nicht besser, wenn Hermine für eine Zeit lang von hier fortginge?"

„Nichts übereilen! Wenn Hermine jetzt mit einem Male von hier fortgeht und die Sache kommt dann heraus, so haben die Menschen wieder vielerlei zu reden."

„Das kommt davon, wenn man in einer so kleinen Stadt lebt,“ lautete wie gewöhnlich der Schlußseufzer der Frau Degeling, worauf der Bürgermeister der Sache damit ein Ende machte, daß er das Zimmer verließ.

Zehntes Capitel.

„Also etwa sechshundert und über vierzig Gulden," sagte Fastemann, nachdem er andächtig das Papier durchgesehen hatte, welches Münster ihm vorlegte. „Es ist ein tüchtiger Verlust, Münster."

„Es hätte mehr sein können," entgegnete der Geschäftsführer, während er in das eitle Nichts starrte.

„O ja, sie hätten Alles mitnehmen können und mich auch," versetzte Fastemann, „hatte ich nun so sehr Unrecht, als ich beschloß, ihn fortzuschicken? Ich wußte wohl, was es heißt, wenn man Verwandte in's Geschäft nimmt."

„Ich bin noch immer nicht überzeugt, daß er der Schuldige ist," meinte Münster.

„Und sein Handschuh und sein Endchen Cigarre, die man fand?"

„Ein Dieb wird sich doch nicht vorher an den Tisch setzen und eine Cigarre rauchen."

„Lene hat erklärt, daß sie sofort nach seiner Abreise Alles rein gemacht habe, und daß er in seinem Zimmer

war, unterliegt keinem Zweifel, überdies Münster, die Geschichte mit dem Gewehr —"

„Aber Herr Fastemann, Sie können doch keinen Augenblick geglaubt haben, daß Philipp einen Anschlag auf Ihr Leben beabsichtigte."

Fastemann schwieg eine Weile.

„Wir wollen es uns aus dem Sinne schlagen," sagte er dann und wiederholte noch einmal: „Sechshundertundvierzig Gulden."

„Das ist die Summe, die sie Ihnen gestohlen haben," sagte hierauf Münster und Fastemann richtete rasch die Frage an ihn: „Haben sie von Ihnen denn auch etwas mitgenommen?"

„Sehr viel."

„Ei was, hatten Sie denn Geld?" fragte der alte Herr mißtrauisch, „das habe ich nicht gewußt."

„Ich verzehrte mein Einkommen nicht," entgegnete Münster.

„Nicht? Ja, das kann ich wohl einsehen, aber ich dachte, Sie hätten viel Geld ausgegeben für Messen und an die Pfaffen."

Münster hielt es nicht für nöthig, auf diesen Ausfall zu antworten.

„Hatten Sie viel? Wie viel wohl ungefähr?"

„Was ich an Geld besitze, war geborgen, aber alle meine Papiere sind gestohlen."

„Was sagen Sie, Münster!" rief hierauf der Alte. „Die Papiere sind gestohlen, aber dann ist ja Alles so klar wie der Tag; sagen Sie selbst, wer kann ein Interesse dabei haben, Ihre Papiere zu stehlen? Wer

konnte wissen, was unter diesen Papieren verborgen war? Wer anders, als derselbe Taugenichts, der mich todtschießen wollte?"

Münster schwieg. Mit dem Kopf in der Hand war er wieder beschäftigt in das Leere hinauszustarren.

„Nun?" fragte Fastemann. „Sagen Sie nichts?"

„Ich möchte nicht gern Jemand beschuldigen," entgegnete Münster.

„Aber die Thatsachen beweisen es ja. Denken Sie, daß ich dazu stillschweigen werde? Meinen Sie, es sei schade um den Jungen? Soll ein Mensch, der Böses thut, nicht bestraft werden? Bei Ihnen hat man das wohl auch gedacht?"

Münster sah den zornigen alten Mann ruhig an, aber das brachte denselben nur noch mehr in Aufregung.

„Ich habe es oft genug gesagt," fuhr er scheltend fort, „daß ich mit der ganzen Bande nichts zu thun haben will, erst wollte er mich todtschießen und nun bestiehlt er mich."

„Wenn ich für den jungen Erlen spreche," entgegnete Münster, „so geschieht es, weil ich ihn noch immer nicht für schuldig halten kann; und wenn er schuldig wäre, so glaube ich nicht, daß Sie Ihren Enkel wegen einiger hundert Gulden lebenslang in's Unglück stürzen werden, denn was die Papiere betrifft, so sind dieselben leicht zu ersetzen; der Notar hat die Acten und jenem können die Papiere nichts nützen, wenn Sie dieselben neuerdings ausfertigen lassen."

„Meinen Sie," entgegnete der alte Fastemann höhnisch, „daß ich sofort bereit bin, noch einmal alles

das, was ich für Sie gethan habe, zu wiederholen? Vielleicht, weil Sie den Taugenichts hierher gebracht haben, der mich todtschießen wollte? Am Ende stecken Sie mit ihm zusammen, denn Sie sind nicht besser wie er."

Der alte Mann stockte, Münster zögerte einen Augenblick, ob er etwas sagen solle, aber er wählte den klügsten Entschluß und ging aus dem Zimmer. Als der Alte wieder allein war, hatte sich sein Zorn bald gelegt und er faßte nun den Entschluß, die ganze Sache niederzuschlagen, denn am Ende haßte er die Gerichtsverhandlungen mehr, als seinen Enkel, und er würde vielleicht dazu beigetragen haben, dem letztern die Freiheit zu verschaffen, nur um dem Gerichte einen Strich durch die Rechnung zu machen.

* * *

Während nun in Reizenort Jedermann überzeugt war, daß Münster die Hauptveranlassung zu dem Diebstahle gewesen sei, dauerte es nicht lange, bis man auch in Rothenburg etwas derartiges aussprengte, und der Steuereinnehmer kam endlich zu der Einsicht, daß er nicht länger zögern dürfe, sich an Ort und Stelle einmal nach der Sachlage umzusehen. Er reiste daher sogleich nach Reizenort und erkundigte sich dort bei dem Justizbeamten nach den nähern Umständen. Da erfuhr er denn, daß sein Sohn der muthmaßliche Verbrecher sei, und obgleich bis jetzt nur Vermuthungen vorlagen, so wären doch Umstände dazu gekommen, welche die Sache höchst verdächtig machten. Wahrscheinlich, meinte der Beamte, hielte sich Philipp in der Umgegend ver-

steckt und werde eines Tags nach Rothenburg zurückkehren, um sich von dort aus für den Seedienst anwerben zu lassen. Jedenfalls liege die Vermuthung nahe, daß Münster nicht günstig auf Philipp eingewirkt habe, denn wenn auch nichts gegen den Mann vorliege, so sei seine Vergangenheit doch derart, daß man ihm nicht allzuviel trauen könne.

Mit schwerem Herzen begab sich der Steuereinnehmer hierauf nach der Ziegelbrennerei, woselbst er, nachdem er seinen Namen genannt hatte, bei dem alten Fastemann vorgelassen wurde.

Als er eingetreten war, standen die beiden Männer sich einen Augenblick schweigend gegenüber. Fünfundzwanzig Jahre waren vorübergegangen, seitdem sie sich nicht gesehen hatten, aber während diese fünfundzwanzig Jahre an dem alten Fastemann kaum etwas verändert hatten, erinnerte in Erlen's Erscheinung fast nichts mehr an den jungen kraftvollen Officier von damals.

Fastemann machte eine Bewegung, als wolle er seinem Besucher die Hand bieten, aber da dieser nicht im Entferntesten darauf eingehen zu wollen schien, so beschränkte er sich auf eine kleine Kopfneigung und deutete dann auf einen Stuhl, während er selbst wieder Platz nahm.

„Der Zweck meiner Ankunft," begann Erlen, „wird Ihnen begreiflich sein. Mein Sohn wird durch Sie beschuldigt, gestohlen zu haben."

„Ja," sagte der alte Mann kühl.

„Haben Sie irgend einen Beweis dafür?"

„Ich habe nicht die Absicht," entgegnete der Alte

scharf, „mich von Ihnen verhören zu lassen; wenn Sie sich zu beklagen haben, kennen Sie den Weg, den Sie einschlagen müssen.“

„Ich dachte, es sei besser, wenn man Dinge, welche die Ehre einer Familie so nahe betreffen, unter einander ausmachte und das Gericht nicht hineinzöge.“

„So? Nun, ich denke anders darüber. Wenn Jemand mich bestiehlt, frage ich nicht, wie er heißt,“ antwortete Fastemann, bei welchem mit einemmale der Geist des Widerspruchs mächtig wurde.

„Auch nicht, wenn er der Sohn Ihrer Tochter ist?“

„Tochter? Tochter? Davon wollen wir lieber nicht sprechen. Ich habe Ihren Sohn nicht hierher gerufen, er ist von selbst gekommen und jetzt ist er von selbst wieder fortgegangen. Er hat nur wahrscheinlich als Beweis von Erkenntlichkeit mein Geld mitgenommen.“

„Das ist eine Lüge; mein Sohn stiehlt nicht.“

„Wenn Sie das so genau wissen, können Sie mir vielleicht sagen, wer der Dieb ist.“

„Der ist vielleicht nicht so weit als Sie denken. Sie haben einen entlassenen Sträfling im Hause und wenn mein Sohn ein Verbrechen begangen hat, so kann es nur die Folge von Verführung sein, die dieser verpestete Umgang auf ihn ausgeübt hat.“

„Meinen Sie?“ sagte Fastemann mit höhnischem Lächeln. „Ich begreife wohl, daß Sie auf diesen Mann nicht gut zu sprechen sind, weil ich ihm und nicht Ihnen mein Vertrauen geschenkt habe.“

„Ich habe Ihnen keine Veranlassung gegeben, dies zu glauben,“ entgegnete Erlen, „ich habe niemals auch

nur einen Thaler an Werth von Ihnen verlangt und niemals von Ihnen erhalten."

„Und ich habe Ihnen immer gesagt, daß Sie während meiner Lebzeit nichts von mir zu erwarten haben."

„Und Sie haben Wort gehalten," antwortete Erlen mit einem bittern Lächeln. „Ich habe dreißig schwere Jahre mit meiner Familie durchlebt, aber davon spreche ich jetzt nicht; ich habe meine Kinder mit Ehren groß gezogen, habe gesorgt, daß sie dem Namen ihres Vaters keine Schande anthun sollten und nun rauben Sie mir dies einzige Glück, den einzigen Besitz, den ich auf der Welt hatte. Sie sagen, mein Sohn sei ein Dieb und Einbrecher, und das ist eine Lüge; er muß seine Ehre wieder haben, verstanden, Herr Fastemann, und wenn ich selbst an den Bettelstab gebracht würde, auf meinem Sohne soll keine Schande ruhen, Jeder soll wissen, daß er der Dieb nicht ist."

Während er dies sagte, war Erlen in Feuer gerathen und aufgestanden, wobei er heftig mit seinem Stock auf den Boden stieß.

„Wenn Sie die Absicht haben, hier Lärm zu machen, dürfen Sie es nur sagen," erwiederte Fastemann, indem er ebenfalls aufstand, „aber dann habe ich nicht die Absicht, Sie länger anzuhören. Sie wollen die Ehre Ihres Sohnes wieder hergestellt sehen? Gut, das kann geschehen, wenn Sie mir den Dieb nur zuvor angeben."

„Ich habe ihn schon genannt," sprach Erlen, wenn auch nicht wirklich, so doch scheinbar ruhiger.

Fastemann gab keine Antwort, aber er klingelte. „Sagen Sie dem Buchhalter, daß er hier erwartet

wird," rief er der alten Magd zu, die auf sein Klingeln hereingetreten war. Einen Augenblick darauf erschien Münster.

„Münster," sagte Fastemann, „dieser Herr ist Erlen's Vater, er meint, wir hätten seinen Sohn unrecht beschuldigt."

Erlen warf einen Blick auf Münster, als wolle er ihn überfallen, indessen dieser seinen Gegner kaum zu sehen schien, denn seine Augen starrten wieder in das unbestimmte Nichts, während er mit seiner gebrochenen Stimme antwortete: „Ich habe Niemand beschuldigt."

„Dazu werden Sie Ihre guten Ursachen gehabt haben," fuhr ihn der Steuereinnehmer an.

„Soll ich dem Herrn antworten?" fragte der Buchhalter den alten Mann.

„Ganz gewiß, Münster," entgegnete dieser, „machen Sie es nur mit dem Herrn selbst aus, es ist Ihre Sache, denn Erlen war Ihr Gehilfe, als der Diebstahl begangen ward."

„Das ist kein Grund, daß er der Dieb gewesen sein muß," warf der Steuereinnehmer heftig ein.

„Sie haben recht," sagte Münster, „und auch ich glaube nicht an die Schuld des jungen Erlen, aber was soll ich thun, und womit könnte ich die Unschuld des jungen Mannes beweisen, der an diesem verhängnißvollen Abend verschwunden ist, nachdem er, wie unzweifelhafte Beweise darthun, einige Zeit im Hause hier zugebracht hat?"

„Ist das so gewiß?" fragte Erlen.

„Alles spricht dafür, und ich könnte Ihnen selbst

genau den Weg zeigen, auf welchem er Reizenort verlassen hat, um dann auf der Landstraße wahrscheinlich mit einem Wagen weiter zu fahren, der Himmel weiß, wohin."

„So, so, und der, welcher ihn durch Beispiel und Verleitung vielleicht dazu getrieben hat, ist auf freien Füßen."

„Sie waren Militär, Herr Erlen," entgegnete Münster mit bebender Stimme, während seine Augen sich mit einemmale fest auf den Steuereinnehmer hefteten, „und Sie wissen daher besser, wie mancher Andere, was Ehrgefühl ist."

„Eben deshalb," sagte Erlen, bleich vor Wuth, „eben darum komme ich hierher, um die Ehre meines Sohnes zu retten und die Ehre eines Menschen, der sein halbes Leben im Zuchthause zugebracht hat —"

Münster sprang auf und schien nun seinerseits über Erlen herfallen zu wollen, aber mit einemmale blieb er stehen und sagte in gedämpftem Tone: „Sie haben Recht, ich habe im Zuchthause gesessen, und darum maßt sich Jeder das Recht an, mich zu beleidigen und zu verdächtigen, aber das braucht nicht ewig zu dauern; nein," fuhr er fort, nur mühsam sprechend, da seine Zähne wie festgeklemmt waren, „dort im Zuchthause hatte ich es besser als hier, und es hängt von mir ab, dorthin zurückzukommen." Diese letzten Worte sprach er mit eisiger Ruhe aus, während er Schritt für Schritt auf Erlen zuging, der ihn bewegungslos erwartete.

„Münster, Münster! sind Sie wahnsinnig geworden?" schrie der alte Fastemann, denn mit einemmale sah er,

wie der Aufseher seinen Schwiegersohn bei der Kehle gefaßt hatte, die er mit eiserner Hand zusammendrückte.

Fastemann suchte die Beiden zu trennen, aber der Greis vermochte nichts gegen die Kraft seines Aufsehers, der den Steuereinnehmer fester und fester faßte, so daß dieser roth und blau im Gesichte wurde.

„Mord! Mord! Hilfe! Hilfe!“ schrie der alte Mann, ganz außer Fassung, und auf sein Geschrei hörte man Fußtritte im Gang, während die Hunde draußen anschlugen. Nun ließ Münster plötzlich los und entfloh aus dem Zimmer, aber in der Eile rannte er ohne seine Schuld heftig gegen Fastemann an, welcher mit einem Schreckensschrei zu Boden fiel.

Die alte Frau und ein Arbeiter kamen aus der Küche herein, indessen ihre Hilfe war überflüssig und sie wurden sofort hinausgeschickt. Fastemann war schon wieder aufgestanden und Erlen hatte sich rasch erholt, als Münster ihn losgelassen hatte. Die steife hohe Cravatte, die er trug, hatte Münster's tödtlichen Druck abgeschwächt.

„Wie entsetzlich! Wie verdrießlich!“ jammerte der alte Mann. „Das kommt davon — wozu mußten Sie auch von diesen vergangenen Dingen reden!“

„Nehmen Sie noch seine Partei?“ rief Erlen. „Sie hätten es vielleicht gern gesehen, daß er den Vater ermordet hätte, wie er den Sohn moralisch getödtet hat. Ist das der Mann, der Ihr ganzes Vertrauen besitzt? Schließlich wird er Ihnen selbst noch nach dem Leben trachten, aber das ist alsdann Ihr verdienter Lohn,

denn wer solche Menschen in seinem Hause hält, verdient es nicht besser."

Hierauf ging er nach der Thür, aber dort stand er still und nachdem er einen Augenblick gezögert hatte, kehrte er um, näherte sich Fastemann und sagte, indem er dessen beide Hände faßte, in herzergreifendem Tone: „Vater, bringen Sie meinen Sohn nicht in Schande; ich bitte, ich flehe darum, daß Sie ihn nicht unglücklich machen. Ich verachte ihn tiefer, als Sie selbst, denn er trägt meinen Namen; aber nur dies nicht! O Gott, was muß ich thun, um Sie zu erweichen! Lassen Sie den Namen eines ehrlichen Mannes nicht in den Schlamm treten! Fluchen Sie ihm, enterben Sie ihn und uns Alle; ich will betteln, um Ihnen das Geld wieder zu schaffen, das er — das er — das Sie verloren haben, schonen Sie meine Ehre, meinen unbefleckten Namen!"

Es war ein schreckliches Schauspiel, den strengen Mann mit den harten Gesichtszügen weinend um Erbarmen flehen zu sehen, und es hätte die größte Unmenschlichkeit dazu gehört, seine Bitte zu verweigern. Vielleicht hätte aber auch die Weigerung eine furchtbare Wirkung gehabt und die Verzweiflung würde den flehenden Vater dann zum Aeußersten getrieben haben. Aber Fastemann widerstand der Bitte nicht.

„Gehen Sie hin, Erlen," sagte er, „Sie werden nichts mehr von der Sache hören, aber auch ich will nichts mehr von ihm, nichts mehr von Euch allen wissen, es ist für immer aus mit uns; gehen Sie nur, es ist gut!" endigte er, indem er sich von Erlen los-

machte, der in größter Aufregung die Hände des alten Mannes an seine Brust drückte.

Bald darauf war der Steuereinnehmer schon auf der Heimreise und das Gericht wurde in Kenntniß gesetzt, daß der Fabrikant die Sache niedergeschlagen wünschte.

Am andern Morgen erschien Münster zur gewöhnlichen Zeit bei seinem Principal.

„Wollen Sie mir die Geschäfte übergeben?“ fragte Fastemann, nachdem sein Buchhalter einen Augenblick ihm schweigend gegenübergestanden hatte.

„Ja,“ entgegnete dieser.

„Sie sehen also selbst ein, daß unser Contract aus ist,“ sagte Fastemann. „Als ich Sie in mein Haus nahm, glaubte ich an Ihre Besserung, aber ich sagte Ihnen damals schon, daß beim ersten Rückfall Alles zwischen uns vorüber sei; wäre ich gestern nicht dazwischen gekommen, so hätten Sie heute einen zweiten Mord auf dem Gewissen.“

Münster wollte hier etwas erwiedern, aber der Alte unterbrach ihn und fuhr fort: „Sie wissen im Zorn nicht, was Sie thun, und ich selbst bin meines Lebens in solchen Augenblicken bei Ihnen nicht sicher. Haben Sie mich doch gestern Abend bereits zu Boden geworfen.“

„Das geschah ohne Absicht.“

„Für mich ist es gleichgiltig, ob Sie mich mit oder ohne Absicht um's Leben bringen, darum ist es besser, wenn wir uns trennen; ich werde Sie nicht Noth leiden lassen.“

„Wenn es nicht anders sein kann,“ entgegnete Münster, „so werde ich die Bücher in Ordnung bringen und sie Ihnen dann übergeben. Für meinen Unterhalt werde ich selbst sorgen und Ihnen nicht zur Last fallen.“

Wenige Tage darauf war Münster abgereist und es hieß, daß er sich in's Ausland begeben habe, obgleich in der Umgegend von Reizenort wieder allerlei andere Gerüchte in Umlauf kamen, besonders erhielt sich die Meinung, daß Münster mit dem jungen Erlen im Einverständniß gehandelt habe und beide nun irgendwo ihren Raub zusammen verzehrten.

Kurze Zeit darauf empfing der Steuereinnehmer Erlen einen Brief aus Belgien von seinem Sohn, worin ihm dieser den ganzen Sachverhalt ausführlich mittheilte. Er las den Brief wiederholt und überlas ihn dann nochmals, aber er konnte ihm keinen Glauben schenken. Seiner Frau und den Töchtern wollte er den Brief nicht mittheilen, denn er hatte ihnen Alles verschwiegen. Auch sonst hatte er mit Niemandem über die Angelegenheit gesprochen und so viel auch darüber hin und her geredet wurde, Niemand wagte es, mit dem Steuereinnehmer selbst über das Verbrechen seines Sohnes zu reden. Der Einzige, mit dem er ein Wort darüber gewechselt hatte, war der Bürgermeister, aber dieser war grade jetzt in einer Stimmung, daß er gar keine Gedanken für fremde Angelegenheiten haben konnte. Er stimmte dem Steuereinnehmer vollständig bei, und nachdem dieser noch einige schlaflose Nächte und qualvolle Tage durchlebt

hatte, in denen ihn das Bild seines Sohnes keinen Augenblick verließ, schrieb er folgende wenige Zeilen an die Adresse, welche Philipp aufgegeben hatte.

„Du bist unwürdig, den ehrlichen Namen Deines Vaters zu tragen. Wage es niemals wieder, ihm unter die Augen zu kommen. Ein Dieb und ein Lügner ist nicht mehr der Sohn Erlen's. Deine Todesnachricht würde für uns die beste Nachricht sein.

Erlen.“

Auch Hermine Degeling hatte einen Brief von Philipp erhalten, worin er ihr dasselbe, nur weniger ausführlich mittheilte. Er glaubte, ihr gegenüber sei es nicht nöthig, seine Unschuld mit so viel Nachdruck zu betheuern, sie würde doch nicht an seine Schuld glauben. Hermine weinte den ganzen Tag, nachdem sie Philipp's Brief empfangen hatte, dessen Inhalt kein Geheimniß für ihre Hausgenossen blieb, aber einstimmig war das Urtheil, dem sich Hermine auch bald anschloß, daß Philipp ein schlechter Mensch sei und nur suche, die Schuld von sich abzuwälzen. Anfänglich wollte sie ihm antworten und sie hatte mehrmals damit begonnen, aber ihr Vater wußte eindringlich darzulegen, daß es sich für sie nicht schicke, länger an einen solchen Menschen zu denken, der doch nicht zu bessern sei. Sie hielt viel zu viel von ihrem Vater, um dessen Rath nicht zu befolgen und so blieb Philipp's Brief unbeantwortet.

Elftes Capitel.

Obgleich Pastor Stein den größten Theil seines Lebens in seiner Studirstube verbrachte, so verlor doch der Aufenthalt in Rothenburg für ihn allen Reiz, als sein Sohn Karl zur Universität abgegangen war. Er lebte zwar mit der ganzen Gemeinde in Friede und Liebe, aber seine milde Richtung, welche alle äußersten Extreme in der religiösen Gesinnung vermied, bewirkte doch, daß er etwas vereinsamt blieb, und so war es ihm nicht unwillkommen, als er, zur nicht geringen Verwunderung der ganzen Gemeinde, einen Ruf an einen andern Ort erhielt. Obgleich mit diesem Rufe keine Geldvortheile verbunden waren, so fand sich doch der Pastor geneigt, darauf einzugehen, und es dauerte Wochen und Monate, bevor man sich in Rothenburg darüber beruhigt hatte, daß Pastor Stein die Stadt verlassen und einer andern Gemeinde als Seelsorger dienen wolle.

So nahete der Tag seiner Abschiedspredigt und die Kirche zu Rothenburg war so voll, wie nie zuvor, ja

sogar die wenigen Katholiken hatten sich daselbst eingefunden.

Lange Zeit war das Verschwinden von Philipp Erlen der Hauptgesprächsgegenstand gewesen, dann folgte die Kunde von Pastor Stein's Fortgang, aber noch bevor dieser seine Abschiedspredigt hielt, war diese Neuigkeit bereits durch eine andere verdrängt, die in Bezug auf den Bürgermeister Degeling in Umlauf kam, von welchem nicht mehr und nicht weniger erzählt wurde, als daß seine Verhältnisse vollständig ruinirt seien und er sich nicht länger als Bürgermeister halten könne. Er war eine Zeit lang verreist gewesen, um bei seinen Verwandten Hilfe zu suchen, aber der Erfolg mußte nicht günstig gewesen sein, denn er kehrte zurück und lebte so zurückgezogen, daß ihn fast Niemand zu sehen bekam. Selbstverständlich wirkten alle diese Umstände dahin, daß die Gläubiger noch dringender wurden und sich die Sache dadurch verschlimmerte.

An demselben Vormittag, als Pastor Stein seine Abschiedspredigt hielt, saß Herr Degeling mit seiner Frau, beide im Morgengewande, in seiner Arbeitsstube. Degeling war den Abend vorher von einer abermals vergeblichen Reise sehr spät nach Hause gekommen und da er seine Zurückkunft so heimlich wie möglich halten wollte, so war er in der nächsten Stadt abgestiegen und zu Fuß nach Rothenburg gegangen.

„Nun, Alles zusammengenommen, ist die Sache doch nicht ganz ungünstig abgelaufen," meinte Frau Degeling, nachdem ihr Gatte ausführlich über seine Reise berichtet hatte.

„Für den Augenblick ist uns geholfen," entgegnete er, „aber — die paar hundert Gulden sind kaum genügend, um —"

„Hast Du denn nirgends mehr Gelegenheit, etwas aufzutreiben? Versmalen hat doch Geld liegen," entgegnete die Frau.

„Er will mir einmal nicht —" entgegnete Degeling, „Pastor Stein hat sich besser —"

„Und Dein Bruder?"

„Der hat diesmal geholfen, aber ich habe viel müssen — er hat mir allerlei Verweise — und wenn ich ihm nicht fest gelobt hätte, daß unsere Töchter Stellen annehmen —"

„Hermine und Leonie Stellen? Woran denkst Du? Bürgermeisterstöchter in Condition!"

Degeling schwieg, denn der Gedanke in Bezug auf seine Töchter, so verständig er auch war, erschien ihm selbst unerträglich, aber da er das Geld haben mußte, so hatte er auch sein Wort gegeben, die Bedingung zu erfüllen und er sagte jetzt: „Es muß sein, liebe Frau, ich habe mein Wort verpfändet."

„Aber, mein Gott, wie konntest Du so thöricht sein!"

„Man verspricht in solchen Fällen Alles und da mein Bruder durchaus darauf bestand, sah ich keine Möglichkeit, um —"

„Dein Bruder hat nichts über meine Tochter zu verfügen."

„Das ist richtig, wohl aber über sein Geld, und

wenn Du — er wird sein Geld zurückerwarten, wenn wir nicht — Du hast die Wahl."

„Und hast Du auch bedacht," sagte nun Frau Degeling, „daß es für den Bürgermeister von Rothenburg anstößig ist, seine Töchter in Condition gehen zu lassen?"

„Nun, wer weiß," entgegnete Degeling, „wie lange das noch — nächstes Jahr wird wieder gewählt und es ist sehr viel Aussicht, daß ich —"

Frau Degeling, die soeben noch irgend etwas eines Bürgermeisters nicht würdig hielt, war mit einemmale anderer Ansicht geworden und hielt es für die schreiendste Ungerechtigkeit, daß die Regierung bei der Wahl zu Stellen sich um die persönlichen Angelegenheiten der Beamten kümmere.

„Wir haben noch ein ganzes Jahr vor uns," entgegnete ihr Gemahl, „mein Bruder hat mir versprochen, daß er — vielleicht findet sich eine Anstellung — als Beamter bei der Eisenbahn — wenn die Mädchen uns nicht mehr zur Last — werden wir ganz gut leben können."

„Warum bist Du auch Bürgermeister geworden!" schalt Frau Degeling.

„Laß uns schweigen über das, was geschehen ist; Du weißt doch selbst, wie — es ist nun einmal so —"

Frau Degeling schien noch gar nicht Willens, das Gespräch fallen zu lassen, aber glücklicherweise wurde sie gestört, die Thür ging leise auf und Hermine trat ein.

„Darf ich?" fragte sie.

„Du kommst wie gerufen, Kind,“ sagte der Bürgermeister, der mit Wohlgefallen das hübsche Gesicht seiner Tochter erblickte. „Rufe Deine Schwester nur auch einmal hierher.“

„Wie Du willst, Papa, ich wollte Dich aber zuvor um etwas fragen.“

„Was denn?“

„Mama hat uns kürzlich erzählt, daß Du viel Geld verloren hast.“

„So ist es, Hermine, und grade darüber —“

„Ich auch, Papa, zwei große Mädchen kosten viel Geld, und da ich die Größte bin,“ sagte sie mit einem Lächeln, welches dazu dienen mußte, die folgenden Worte weniger traurig erscheinen zu lassen, obschon sie kaum ihre Thränen zurückhalten konnte, „muß ich zuerst daran denken, selbst für meinen Unterhalt zu sorgen.“

„Du, Hermine, mein liebstes Kind!“ rief Degeling aus, während ihm die Thränen mit Gewalt aus den Augen drangen. Hermine konnte sich nicht zurückhalten, sie fiel ihm um den Hals und ließ ihren Thränen freien Lauf.

„Ja, Papa,“ sagte sie etwas gefaßter, „es ist am besten, wenn ich gehe; Du weißt, daß ich ein Examen bestehen kann und zur Erzieherin geboren bin. Leonie ist die fröhlichste von uns, die kann Euch aufheitern, während ich in der Ferne bin.“

„Liebes Kind,“ entgegnete ihr Vater, „ich hätte nie gedacht, daß es so weit kommen würde.“

„Warum nicht?“ versetzte Hermine. „Ich will sehen, ob ich als Lehrerin in einer Schule eine Stel-

lung finde, das wäre mir das Liebste. Aber eins möchte ich zuvor wissen, nämlich, ob Dir damit geholfen ist, wenn ich gehe."

„Liebe Hermine," sagte Frau Degeling, „wir wollen nichts übereilen; es ist wahr, Papa hat manche Verluste gehabt, aber Alles wird noch wieder gut werden."

Hermine sah ihren Vater fragend an, dieser schüttelte den Kopf und sagte, während er vor sich hinstarrte und gedankenlos mit dem Federmesser in das Tuch seines Schreibtisches schnitt: „Daß Du allein gehst, ist nicht genug."

Hermine entgegnete: „Das thut mir leid, Papa, Ihr werdet dann recht einsam sein."

„Laß uns darüber nicht — es ist nun einmal so, Hermine, durch meine Schuld ist es so gekommen, und mit Recht leide ich am meisten darunter, in meinen Jahren — wenn man sein Lebenlang — mein Hochmuth wird hart bestraft."

Der arme Mann konnte seine Gedanken noch weniger als gewöhnlich zusammenhalten, wenn er bedachte, daß er seine Töchter, die seither sein Stolz und sein Ruhm waren und die er glänzend zu verheirathen gehofft hatte, in untergeordneter Stellung in die Welt schicken sollte. Auch Hermine fühlte sich zu sehr von dem Eindruck des Augenblicks ergriffen, um das Gespräch fortsetzen zu können. Unter ausbrechenden Thränen fiel sie ihrem Vater wiederholt um den Hals, während Frau Degeling ebenfalls heftig weinte. Sie, die im Wohlstand erwachsen war, empfand es doppelt hart, daß die Mädchen Stellen annehmen sollten, anstatt

die gefeierten Töchter des Gemeindevorstands zu sein, war diese Gemeinde auch nur Rothenburg; indessen war der Würfel nun einmal gefallen und da der Bürgermeister sich vor der Wiederholung der soeben durchlebten Scene fürchtete, so beschloß seine Frau, zu Leonie zu gehen und mit dieser zu sprechen. In demselben Augenblicke wurde an der Hausthür geklingelt und da Leonie grade von oben herabkam, so ging sie, um die Hausthür zu öffnen.

Pastor Stein kam selbst noch einmal, um von Frau Degeling und seinen frühern Schülerinnen Abschied zu nehmen. Es that ihm leid, daß er den Bürgermeister selbst nicht sehen könne, aber Mama und Hermine würden doch gewiß zu sprechen sein. Leonie ging mit ihm in den Salon und antwortete auf seine Anrede nur wenig; sie wollte sofort Mama und Hermine benachrichtigen und entfernte sich. Hermine kam zuerst und darauf erschien auch Frau Degeling, die ihr Bestes gethan hatte, um die Spuren ihrer Thränen zu verwischen. Stein war ganz kurzsichtig, aber seine Menschenkenntniß verrieth ihm doch bald die gedrückte Stimmung der Damen, und nachdem einige Redensarten über seinen neuen Bestimmungsort, die volle Kirche und den neuen Prediger gewechselt waren, sagte er: „Etwas thut mir aufrichtig leid, liebe Frau Bürgermeister, daß ich nämlich Sie und Ihre Familie nicht in voller Zufriedenheit hier zurücklasse."

„Ach, Herr Pastor," entgegnete sie, „wir dürfen den Muth nicht verlieren."

„Das ist gewiß das Beste, was Sie thun können,"

entgegnete er, „und vor allen Dingen dürfen Sie nicht vergessen, was Ihnen geblieben ist. Haben Sie auch an irdischen Gütern vieles eingebüßt, so sind Ihnen doch höhere Gaben geblieben, indem Ihnen die beiden Töchter das Leben erheitern."

„Und darum ist es hart, Herr Pastor," erwiederte sie, „daß unsere Töchter, denen wir eine so gute Erziehung gegeben haben, nun genöthigt sein werden, in Condition zu gehen."

„Haben Sie diese Absicht?" fragte der Pastor.

„Eigentlich ist es meine Absicht nicht," entgegnete die Bürgermeisterin, „aber Degeling dringt darauf, weil er es seinem Bruder fest versprochen hat."

„Demnach ist der Bürgermeister zurück," sagte hierauf der Pastor, „dann muß ich ihn noch einmal sprechen. Ich fürchtete schon, daß wir Alles schriftlich mit einander verhandeln müßten."

Frau Degeling hatte sich verrathen und sie konnte jetzt keine Ausflucht und keinen Vorwand mehr finden, um ihren Mann zu verleugnen; sie führte den Pastor daher sofort in die Stube desselben, und gegen ihre Erwartung war der Bürgermeister darüber erfreut. Er fühlte nämlich das Bedürfniß nach dem Rathe eines Freundes, und den Pastor Stein, der ihm ebenfalls schon mehrmals aus der Noth geholfen hatte, betrachtete er als einen solchen. Er sprach sich daher ausführlich über seine Verhältnisse aus und der Pastor, der anfänglich schweigend zugehört hatte, sagte zum Schlusse: „Nun, wenn Ihnen geholfen ist, so ist das die Hauptsache; es thut mir leid, daß ich nicht in der Lage bin,

an Ihres Bruders Stelle Ihre Angelegenheiten zu ordnen, aber ich verstehe von Geschäftsangelegenheiten wenig."

Der Bürgermeister und seine Frau machten eine abwehrende und zugleich dankende Bewegung und der Pastor fuhr fort: „Und Ihre Töchter sollen aus dem Hause, wie die Frau Bürgermeister mir erzählt hat? Nun, das ist recht. Die Mädchen sind jung und wollen sich die Welt auch einmal ansehen, nicht wahr?"

Hermine und Leonie nickten zustimmend.

„Ihr müßt Euch das nur nicht zu schwer vorstellen, Kinder; Menschen sind überall Menschen, und wer seine Pflicht thut, findet überall ein glückliches Loos."

Er wendete sich hierauf zu Frau Degeling und sagte: „Es thut mir leid, daß meine Zeit zu beschränkt ist, um noch mehr über Eins und das Andere zu reden, Sie müssen mich einmal an meinem neuen Bestimmungsorte besuchen und die Mädchen auch; ich möchte gleich eine davon mitnehmen, denn ich habe grade Jemand nöthig, um meine kleine Haushaltung in Ordnung zu bringen."

„Sie werden uns nicht haben wollen," sagte Leonie.

„Und warum nicht?"

„Sie haben immer gesagt, daß wir zu eitel und weltlich seien; aber das soll in Zukunft nicht mehr so sein."

„Da es nun so gekommen ist, würdest Du denn Lust und Geschick haben, um für so einen alten Herrn zu sorgen, Leonie?"

„Ich glaube wohl, daß ich es könnte; Mama sagt,

daß ich mich auf die Haushaltung gut verstehe, nicht wahr, Mama?"

„Ja, Kind, aber der Herr Pastor meint es nicht im Ernst."

„Ganz gewiß, Frau Bürgermeister, um die Wahrheit zu sagen, bin ich froh, daß ich meine alte Haushälterin los werde, denn ich war vollständig unter ihrem Pantoffel; ich hatte es verkehrt angefangen, aber jetzt werde ich es besser machen und Herr im Hause bleiben. Darum möchte ich ein junges Mädchen aus guter Familie zu mir nehmen, um so mehr, da ich an meinem neuen Bestimmungsorte mich nicht so von der Welt zurückzuziehen gedenke, wie hier, und ich glaube wirklich, daß Leonie sich vortrefflich dazu eignen würde. Was sagen Sie dazu, Herr Bürgermeister?"

Acht Tage früher würde Herr Degeling sich durch den Vorschlag des Pastors beleidigt gefunden haben und acht Tage später wäre seine Absicht in Bezug auf die Töchter vielleicht ebenfalls wieder wankend geworden, aber im gegenwärtigen Augenblick sah er in dem Vorschlage einen guten Ausweg und er sagte daher: „Ich glaube, Herr Pastor, daß Ihr Vorschlag sehr annehmbar — daß wir nicht zögern können, Ihnen — Leonie wird gewiß nicht leicht eine bessere Stellung —"

„Ich werde sie wie meine Tochter behandeln, davon können Sie überzeugt sein," wendete sich der Pastor zu Frau Degeling, die ihre Zustimmung noch nicht gegeben hatte.

„Daran zweifle ich nicht, Herr Pastor, aber Leonie ist noch zu jung, sie ist erst zwanzig."

„Wenn ich sie heirathen wollte, würde das wohl in Betracht kommen müssen, denn ich bin nun fünfzig,“ sagte Pastor Stein mit einem Lächeln, „aber da dies nicht der Fall ist und ich mehr eine Tochter, als eine Frau suche, so bietet dies kein Hinderniß; übrigens sollen Sie sich nicht übereilen, überlegen Sie sich die Sache noch einen Tag und geben Sie mir morgen vor zehn Uhr Nachricht, denn ich verlasse um diese Zeit Rothenburg und habe noch so viel zu thun, daß Sie mir es zu gute halten müssen, wenn ich jetzt Abschied nehme.“

Wenn Pastor Stein vom Fortgehen sprach, so war dies noch immer kein Beweis, daß er wirklich ging. Es verhielt sich damit wie mit seinen Predigten; sein „Wohlan denn, meine Geliebten,“ oder sein „Und nun zum Schlusse, meine Theuren,“ waren zwar stets der Anfang vom Ende, aber noch lange nicht das Ende selbst, und so blieb er denn auch jetzt noch ein halbes Stündchen beim Plaudern und erzählte dem Bürgermeister mehrere Fälle von Leuten, die zurückgegangen waren und sich dann wieder zum schönsten Wohlstande emporgeschwungen hatten, und dann wieder nannte er der Frau Degeling mehrere sehr anständige Familien, deren Töchter in Condition waren, und zwischen den Trostgründen und Ermahnungen für die Eltern, den Aussichten für Hermine und den Zusagen für Leonie fand er noch Gelegenheit, Bemerkungen über Rothenburg, sowie über seinen neuen Bestimmungsort einfließen zu lassen.

Endlich hatte er das Haus verlassen und begab

sich nach der Wohnung des Steuereinnehmers Erlen, welcher zu den wenigen Menschen gehörte, von denen er persönlichen Abschied nahm. Die Familie war grade beim Essen, und Erlen, welcher den Pastor in der Vorderstube empfing, trat mit der Serviette im Knopfloch des Rockes herein. Der Pastor sagte daher sogleich, daß er nur gekommen sei, um Abschied zu nehmen und ihn nicht lange aufhalten wolle. Dies war jedoch wieder nicht so ganz wörtlich zu verstehen. Mit einem Lächeln meinte der Pastor, da er Erlen's Frau und Töchter wohl nicht mehr sehen werde, so bitte er, denselben seine Grüße zu überbringen; er wußte recht gut, daß die Erlen'schen Damen seine Richtung nicht anerkannten und daß sie die Wahrheit, welche ihrer Ansicht nach in seinen Predigten nicht zu finden war, in Religionsübungen suchten, deren Leitung ein früherer Anstreicher übernommen hatte. Von diesem Concurrenten sprach Pastor Stein niemals, und jedenfalls war ihm derselbe weniger im Wege, als es der Amtsgenosse aus dem Stegreif selbst wünschte.

„Es thut mir leid, Herr Einnehmer," sagte der Pastor, „daß ich Ihnen nicht auch Grüße an eine andere Person auftragen kann."

Erlen's Gesicht verdüsterte sich, aber er antwortete nicht.

„An Ihren Sohn Philipp nämlich," fuhr Stein fort, „ich mochte den Jungen immer gern leiden, er war ein aufgeweckter, tüchtiger Bursche mit gutem Herzen, welches —"

„Sollten wir diesen Gegenstand nicht ruhen lassen, Herr Pastor?" unterbrach ihn Erlen.

„Läßt er Ihrem Herzen Ruhe?" fragte der Pastor ernst.

„Nein," sagte Erlen kurz.

„Warum also," entgegnete der Pastor, „sollten wir nicht darüber sprechen? Zwar ist es meine Absicht nicht, Ihnen Vorwürfe zu machen, daß Sie anderer Ansicht sind, als ich; ich bedaure Sie von ganzem Herzen, aber die Art, wie Sie die Sache behandelten, war nicht geeignet, Ihren Sohn zu einem vertraulichen Bekenntniß zu veranlassen, da Sie ihm alle Aussicht auf Vergebung und Versöhnung genommen haben. Das war das Mittel nicht, um ihn Ihnen näher zu bringen."

„Aber ich will ihn nicht in meiner Nähe haben! Er soll mir nicht mehr unter die Augen kommen oder es geschieht ein Unglück."

„So sagen Sie jetzt, aber Sie werden anders denken, wenn Sie ihn vor sich sehen."

„Ich will ihn nicht sehen."

„Auch nicht, wenn er Besserung gelobte?"

„Wissen Sie etwas von ihm? Wo ist er?" fragte mit einemmale der Steuereinnehmer in ganz verändertem Tone.

„Ich weiß nichts von ihm," erwiederte der Pastor. „Was ich von ihm weiß, hörte ich von Ihnen, aber der Ton, in dem Sie diese Frage stellen, beweist schon, daß Sie mehr Gefühl für ihn haben, wie Sie selbst eingestehen wollen. Glauben Sie mir, wenn Sie später einmal das Glück haben sollten, ihn wiederzufinden —"

„Glück?" rief Erlen in düsterm Tone, „nennen Sie das Glück, wenn man einen Sohn wiederfindet, der

den unbefleckten Namen seines Vaters mit Schande bedeckt hat, der gestohlen hat, gestohlen! Wissen Sie, was das ist, Herr Stein, einen Sohn, der gestohlen hat!"

„Ich weiß es nicht aus Erfahrung," entgegnete der Pastor, „und Gott behüte mich, daß ich jemals solch ein bitteres Erlebniß erfahren muß, aber vergessen Sie nicht, daß wir zu allererst gegen unsere eigenen Angehörigen milde und nachsichtig sein müssen. Wer weiß, wie sehr er seine That bereut! Geben Sie mir die Hand, Erlen, und versprechen Sie mir, daß Sie Ihrem Sohne verzeihen wollen; nein, schütteln Sie nicht mit dem Kopfe; wäre er auch tief gesunken, er bleibt doch Ihr Sohn und Sie müssen mit väterlicher Barmherzigkeit an ihn denken. Ich weiß wohl, daß ich kein Recht habe, ein solches Versprechen von Ihnen zu fordern, denn wir sind uns ferner geblieben, als es gut war, aber gerade deshalb möchte ich nicht von meiner alten Gemeinde scheiden, ohne wenigstens das Bewußtsein mitzunehmen, daß mein Einfluß hier noch fortlebt."

In diesem Augenblick vernahm man die Stimme der Frau Erlen, die sich nicht im freundlichsten Tone über den Besuch aussprach, durch dessen Schuld das Essen kalt werde. Stein lächelte und reichte Erlen seine Hand hin; er wußte, daß dieser sein Versprechen halten werde, wenn er es ihm gab und er hoffte halb und halb, Erlen werde ihm das Versprechen geben, um ihn los zu werden.

„Leben Sie wohl, Herr Pastor," sagte Erlen.

„Und das Versprechen?"

„Ich werde darüber nachdenken."

„Nein, Herr Einnehmer," entgegnete der Pastor, „über solche Dinge muß man nicht lange denken, es ist eine Herzenssache, es betrifft Ihren einzigen Sohn."

„Da haben Sie meine Hand," sagte darauf Erlen rasch und Stein ging zufrieden mit dem Verlauf seiner Sendung nach Hause.

„Was wollte der Stein?" fragte Frau Erlen, als ihr Mann wieder bei Tische saß.

„Er wollte Abschied nehmen."

„Und dazu hat er so lange Zeit nöthig?"

„Er wollte mich noch über irgend etwas sprechen."

Frau Erlen vermuthete sofort, was der Gegenstand des Gesprächs gewesen sei, aber ihre Abneigung gegen den Pastor verblendete sie derart, daß sie seine gute Absicht gänzlich verkannte.

„Was bekümmert er sich um fremde Angelegenheiten," schalt sie, „ein schlechter Seelsorger stiftet das größte Unheil und er ist die Ursache unseres ganzen Unglücks. Was verlangt er nun?"

„Ich soll Philipp in Gnaden wieder annehmen."

„Welch ein Vorschlag!" entgegnete die Frau, „da wir nicht einmal wissen, wo er ist."

„Er wird sich wohl hüten, uns dies zu schreiben," meinte Susanne.

„Wenn er nur schriebe!" rief Frau Erlen aus, „aber er ist verhärtet in seiner Schlechtigkeit."

„Es versteht sich von selbst, daß er auf meinen Brief nicht schreiben kann," sagte Erlen halblaut, „da ich ihm gesagt habe, daß die Nachricht seines Todes für uns die einzig willkommene Nachricht sei."

„Und ist dies denn nicht der Fall?“ fragte Käthe.

„Nein,“ sagte Erlen kurz, „das ist nicht so, und nun wünsche ich, daß darüber nicht weiter gesprochen wird.“

Hierauf nahm er seine Mütze und schnitt die Fortsetzung des Gespräches dadurch ab, daß er ausging. Er schlug den Weg nach einer Richtung ein, wo nicht die geringste Aussicht war, irgend Jemand zu begegnen; er wollte allein sein, um, durch nichts abgezogen, an seinen Sohn und sein verlorenes Glück zu denken. Und doch war es, als fühle er sich an diesem Tage weniger unglücklich! Das Versprechen, welches ihm der Pastor Stein gegen seinen Willen abgenöthigt hatte, schien ihm einige Erleichterung zu gewähren, und da er seinem Sohne nun einmal Verzeihung gelobt hatte, dachte er mit einem andern Gefühl als bisher an denselben. Was würde er dafür gegeben haben, hätte er wieder mit ruhigem Herzen und überzeugt von seiner Unschuld an den hoffnungsvollen Jüngling, der sich so gut und tüchtig entwickelt hatte, denken können. Niemals hatte er demselben durch zärtliche Worte oder Nachgiebigkeit seine innige Liebe zu erkennen gegeben, aber er verbarg hinter den kühlen abgemessenen Formen ein warmes Vaterherz, und der Gedanke an Philipp hatte ihn immer schadlos gehalten für die vielen vergeblichen Hoffnungen seines Lebens. Wenn er ihn jetzt einmal wiedersehen könnte, hier, auf der einsamen Haide, wo Niemand von ihrer Begegnung Zeuge sein würde, wie würde er ihn an das Herz drücken und Alles vergeben und vergessen! Aber ach! sein Sohn

war weit entfernt, wo, wußte er selbst nicht, und in seinem Vaterherzen war es so einsam, wie auf der unübersehbaren Haide, wo nur die vorübertreibenden Wolken ihre breiten Schatten auf den unfruchtbaren Boden warfen.

Zwölftes Capitel.

Philipp Erlen befand sich nun bereits eine geraume Zeit in Brüssel, aber es war ihm bisher nicht besonders nach Wunsch gegangen. Der einzige Mensch, auf welchen er bei seiner Ankunft in Brüssel alle Hoffnungen gebaut hatte, war Herr Everard, der vornehme Geschäftsreisende für das große Handelshaus Bijou, aber als er nach dem Haus Bijou fragte, erfuhr er, daß dieses nach kurzem Bestehen fallirt hatte, von dem vornehmen Geschäftsreisenden Everard oder dessen Schwester, die stets für seine Wohnung sorgte, war gar nichts zu erfahren. Alle Everard's, die im Adreßbuche standen, hatte Philipp bereits aufgesucht, bei allen Bijou's hatte er Erkundigungen eingezogen, aber der Mann, den er suchte, war nirgends zu finden. Endlich hatte er die Hoffnung aufgegeben, und seiner eigenen Kraft vertrauend, bald hier bald dort seine Dienste angeboten, aber so empfehlend auch sein Aeußeres war, seine Papiere stellten sich doch nicht als genügend heraus, um ihm eine Stellung in einem soliden Hause zu verschaffen. So hatte er fast ein ganzes

Jahr lang in allerlei vorübergehenden und unsichern Stellungen zugebracht, zweimal mehr Enttäuschungen erlebt, als sich Aussichten verwirklicht hatten, und er war dabei jeden Augenblick in Gefahr, als Fremdling ohne bestimmte Mittel zur Existenz über die Grenze gebracht zu werden. Zum Schluß war er bei einem Herrn Coninx als erster Gehilfe eingetreten, in der Erwartung, daß das Geschäft sich ausdehnen und später noch eine Menge anderer Commis angenommen würden.

Philipp war übrigens die rechte Hand des Herrn Coninx und half ihm in den zwanzigerlei Geschäften, welche dieser betrieb. Coninx war Agent für Assecuranzgesellschaften, hatte Niederlagen von Schnellpressen, Zuckermühlen, Brustbonbons und Cigarren, sein Anzeigebüreau wurde monatlich in mehreren Zeitungen annoncirt und er besorgte Vermiethungen, verschaffte Stellen und verkaufte Häuser, alle diese Geschäfte und noch viele andere, die er übernahm, reichten gerade hin, um den eifrigen Herrn und seine Familie zu erhalten. Von Tag zu Tag hoffte er, daß irgend eine seiner Unternehmungen ganz besonders einschlagen werde, und dann wollte er alle andern aufgeben, aber dies war bis jetzt noch nicht geschehen, und seit der Zeit, daß Philipp bei ihm war, waren die Geschäfte des Herrn Coninx noch nicht besonders viel weiter gekommen. Allerdings trug Philipp gewiß nicht die Schuld, denn er arbeitete von Morgens früh bis Abends spät, und in seinen freien Augenblicken nahm er sich auch noch der Haushaltung seines Principals an, denn dieser war viel zu sehr beschäftigt, um sich um häusliche Angelegen-

heiten zu bekümmern, und seine Frau ließ in der Haushaltung Alles gehen wie es wollte.

Früher hatte Herr Coninx sich bemüht, so viel Geld zu verdienen als möglich, und seine Frau hatte es dann regelmäßig sorglos wieder ausgegeben. Seitdem Philipp Erlen im Hause war, trat einige Besserung ein; es kam jetzt vor, daß man mehrere Tage hintereinander so ziemlich um dieselbe Zeit zu Mittag aß und sechs Monate lang dasselbe Dienstmädchen behielt, was früher nie geschehen war. Wäre Herr Coninx zur Eifersucht geneigt gewesen, so würde er Philipp vielleicht aus dem Hause geschafft haben, denn der Einfluß, den dieser auf die hübsche Frau ausübte, konnte nicht unbemerkt bleiben, aber er wußte, daß sie sich nicht das Geringste vergab, und begünstigte daher den Einfluß seines Gehilfen.

An einem Sonntag Vormittag verließ der feuerrothe, sehr corpulente Belgier in etwas auffallender Kleidung, sein Lieblingslied summend, das Haus, um nach seinem Billardclub zu gehen, nachdem er vorher seinem Gehilfen die Weisung gegeben hatte, vor Tisch mit seiner Frau und den Kindern im Park spazieren zu gehen, was Philipp nicht gerade mit besonderm Vergnügen vernahm, da er gern den Sonntag für sich frei gehabt hätte. Bald darauf erschien denn auch Frau Coninx auf dem Comptoir. Sie war in einer sehr reichen und etwas excentrischen Toilette, etwas zu reich für ihren Stand und etwas zu auffallend für eine verheirathete Frau. Aber mehr noch als durch ihre Kleidung, fiel sie durch ihr sehr hübsches Aeußere

auf, den schlanken Wuchs, das lebendige, wenn auch nicht regelmäßige Gesicht, den dunklen Teint, das fröhliche Lächeln und den heiteren, unbefangenen Ton, der mit der ganzen Erscheinung übereinstimmte.

„Nun, Erlen, gehen wir aus?“ fragte sie nach einem flüchtigen, intimen Gruße.

„Wenigstens hat mir Herr Coninx davon gesagt,“ entgegnete Philipp.

„Sie gehen also nur auf Befehl mit?“

„Das nicht. Es ist mir immer ein Vergnügen, die Frau meines Principals zu begleiten.“

„Desto besser, wenn Sie aber keine Lust haben, so zwingt Sie Niemand. Mir scheint, daß Sie es hier langweilig genug finden müssen; gehen Sie nicht lieber mit ihren Freunden aus?“

„Ich habe keine.“

„Armer Mensch,“ sagte Frau Coninx mit schalkhaftem Lächeln, „warum führt sie mein Oger auch nicht in seinen Club ein?“

Oger war der Name, den Frau Coninx ihrem Gatten gab, auch in seiner Gegenwart, und ohne damit das geringste Böse bezeichnen zu wollen.

„Ich weiß nicht, ob ich dort mehr Vergnügen finden würde,“ entgegnete Philipp.

„Gewiß mehr, als wenn Sie Duenna und Kindermädchen bei einer alten Frau spielen sollen. Sind Sie wohl schon verliebt gewesen, Erlen?“ fragte sie plötzlich, denn sie liebte es, im Gespräche abzuspringen. Philipp erröthete, ohne es zu wollen.

„Antworten Sie nur gar nicht,“ lachte sie, „ich

weiß es schon. Wie sah das Mädchen aus? Haben Sie kein Bild von ihr? Aber das sind Dinge, die mich nichts angehen. Sie haben gewiß noch gar nicht gefrühstückt, ich bin zu lange mit meiner Toilette beschäftigt gewesen; wie finden Sie mein neues Kleid? Prächtig und gut gemacht, nicht wahr?" In dieser Weise ging das Gespräch fort.

Philipp mußte sich mit ihr zum Frühstück setzen, aber da fehlte bald das Eine, bald das Andere; sie hatte den Schlüssel zum Wein verlegt und wollte welchen holen lassen, aber Philipp hielt sie davon ab. Darauf wünschte sie, daß er einen Wagen hole, da sie sich den Fuß verstaucht habe und nicht gehen könne, und so sehr Philipp sich dagegen sträubte und darauf bestand, daß sie zu Fuß gehen wollten, es half nichts. Auch die Kinder, welche inzwischen hereingekommen waren, stimmten für das Ausfahren, und so blieb Philipp zuletzt nichts anderes übrig, als auszugehen und einen Wagen zu holen.

Als er wegging, rief ihm Frau Coninx noch nach, daß sie vergessen habe, für das Mittagsessen zu sorgen, und bat ihn, in einer Restauration das Essen zu bestellen. Philipp lief eiligst nach dem Restaurant, und eben verließ er das Haus wieder, um sich nun nach einer Droschke umzusehen, als er einem Herrn begegnete, der in die Restauration eintreten wollte, und indem er ihm auswich, gerade auf ihn stieß.

„Herr Everard!" rief Philipp erstaunt aus.

„Mein Herr, ich kenne Sie, aber ich erinnere mich nicht —"

„Mein Name ist Erlen. Wir sahen uns auf dem Dampfboote, während der Fahrt nach Reizenort.“

„Richtig, richtig, nun erinnere ich mich.“

„Wie lange habe ich Sie gesucht.“

„Mich? Kein Wunder! Ich wohne nicht mehr in Brüssel, meine Schwester ist nicht mehr hier.“

„Und die Firma Bijou?“

„O, schweigen Sie mir von der Firma Bijou! Diebe waren es und Betrüger, die ihre Gehilfen Hunger leiden ließen.“

„Ich dachte, daß Sie zwölftausend Francs Gehalt hätten.“

„In Worten; aber das sind vergangene Zeiten. Sind Sie zu Ihrem Vergnügen hier?“

„Ich habe hier eine Stelle als Gehilfe bei Herrn Coninx.“

„Coninx? In Kohlen und Lebensversicherungen und Niederlagen von Brustbonbons und Dampfmühlen?“

„Derselbe.“

„Mit einer schönen Frau.“

„Man findet sie wenigstens schön.“

„Sie Glücksengel! Welch’ eine herrliche Stellung, Sie Beneidenswerther! Ich selbst würde Sie beneiden, wenn ich nicht so ganz besonders gut situirt wäre.“

„Das freut mich. Sind Sie immer noch Geschäftsreisender?“

„Immer noch? Sie sagen das so von oben herab. Kommen Sie mit, dann werde ich Ihnen Alles erzählen.“

„Unmöglich. Ich muß eine Droschke bestellen, um mit Frau Coninx und den Kindern auszufahren.“

„Ich wollte, daß ich an Ihrer Stelle wäre! Warten Sie, dort ist eine Droschke, die ganz gut aussieht.“

Darauf rief Everard den Droschkenkutscher an, stieg mit Philipp ein und sagte: „Ich bringe Sie zur Familie Coninx. Vielleicht gehe ich einen Augenblick mit hinein. Ich kenne die Frau noch von früher Und dann überlasse ich Sie Ihrem guten Schicksale. Aber heute Mittag müssen wir zusammen diniren. Ich esse im Hotel de Berlin; kommen Sie da auch hin.“

„Das wird nicht gehen, ich esse mit der Familie.“

„Aber mein bester Herr Erlen, Sie sind ja der glücklichste Mensch auf der Erde. Kind des Hauses. Wissen Sie was, ich will Ihren Weg lieber nicht kreuzen und die hübsche Frau Coninx Ihnen überlassen. Der arme Coninx! Wozu nimmt er aber auch solchen Gehilfen!“

„Aber Herr Everard, ich begreife Sie nicht.“

„Desto besser, Freundchen, desto besser, Sie keuscher Joseph. Geben Sie nur Acht, daß es Ihnen nicht geht wie diesem. Aber wo kommen wir zusammen? Heute Abend gehe ich in die Vorstadt; wissen Sie was, da wollen wir uns in der Laterna Magica treffen. Dort geht es lustig her und wir werden uns gut amüsiren. Aber hier sind wir schon. Auf Wiedersehen also, heute Abend in der Laterna Magica. Adieu!“

Philipp hatte gar keine Gelegenheit, um den Redefluß des Geschäftsreisenden zu hemmen, er dachte daher auch kaum daran, der Abrede gemäß, ihn wiederzusehen,

denn er gestand sich, daß Herr Everard ihm diesmal viel weniger gefallen hatte, als bei der ersten Begegnung. Was ihn am meisten verstimmte, war die Art und Weise, wie Herr Everard über Frau Coninx gesprochen hatte, und er trat mit ganz andern Gefühlen bei ihr ein, um ihr zu sagen, daß der Wagen warte. Sie entgegnete darauf, daß sie sogleich fertig sei, aber aus diesem Sogleich wurde eine gute halbe Stunde, und Philipp mußte seine ganze Geduld zusammennehmen, um darüber nicht aufgebracht zu werden. Zuletzt mußte er ihr noch behilflich sein, um die Mantille umzuhängen und die Manchetten festzuknöpfen, und endlich stieg die ganze Gesellschaft in den Wagen, um zuerst eine Spazierfahrt durch die belebtesten Anlagen zu machen und dann bei Velloni vorzufahren, um dort noch etwas von dem Concert zu hören. Nachdem sie ausgestiegen waren, legte Frau Coninx, ohne sein Anerbieten abzuwarten, ihre Hand auf Philipp's Arm, und so kamen sie in den überfüllten Concertgarten, wo kaum noch ein Platz zu finden war.

„Dort sind noch einige Stühle frei," sagte Frau Coninx.

„Aber das Tischchen ist besetzt," entgegnete Philipp.

„Das hat nichts zu sagen," versetzte die Dame, „wir können es immerhin probiren, ob die Plätze frei sind."

Erlen sah nach den beiden Herren, die am Tische saßen, und erkannte in ihnen die beiden Versmalen aus Rothenburg.

Frau Coninx bemerkte, daß er zögerte, und zog ihn

um so bestimmter nach dem Tischchen, wo die beiden jungen Leute saßen

„Sind diese Stühle frei?“ fragte sie mit der ihr eigenen Freimüthigkeit. Die beiden jungen Leute verbeugten sich zustimmend, obgleich sie mit der Gesellschaft nicht besonders zufrieden zu sein schienen. Wilhelm Versmalen zog seine Uhr und sah sehr andächtig darauf, und Ferdinand meinte, es sei Zeit, daß sie nach dem Hotel zurückkehrten.

Frau Coninx wollte einen Gewaltstreich ausführen. Sie sprach Erlen laut bei seinem Namen an und fragte ihn, ob er die beiden Herren vielleicht kenne.

„Ich glaube wohl,“ sagte Philipp mit etwas bebender Stimme, „und vielleicht werden die Herren mich auch kennen.“ Mit gespannter Erwartung blickte er nach den beiden Versmalen, aber diese thaten gar nicht, als ob sie ihn gehört hätten; sie standen im Gegentheil auf und verließen mit einem zwar höflichen, aber steifen Gruße das Tischchen, um sich wenige Augenblicke darauf auf ein paar andere Stühle, die frei geworden waren, niederzusetzen.

„Ich dachte, daß Sie die Herren kennten,“ sagte Frau Coninx.

„Ich kenne sie auch,“ entgegnete Philipp, „sie waren früher meine Freunde, und nun —“

„Und nun?“

„Sie sehen, daß sie mich nicht mehr kennen wollen.“

„Allerdings, aber — wirklich, Erlen, es wird Zeit, daß Sie mich zu Ihrem Beichtvater machen, Sie gehen zu Grunde an Ihren Geheimnissen. Erzählen Sie

mir einmal Ihren ganzen Lebenslauf und ich will Ihnen ein wohlwollender Beichtvater sein. Sie sind unglücklich, Erlen?"

„Ja," entgegnete Philipp.

„Wie albern in Ihren Jahren, mit Ihrem Aussehen! Oder haben Sie etwas Böses gethan?"

„Nein, aber man denkt es."

„Also das Urtheil der Welt macht Sie unglücklich? Ich hielt Sie für verständiger; ich bekümmere mich durchaus nicht um die Welt und Sie als Mann brauchen dies noch weniger zu thun. Wenn man bei sich selbst weiß, daß man kein Unrecht thut, braucht man nicht nach dem Urtheil der Welt zu fragen."

„Doch wohl. Diese beiden jungen Leute waren meine besten Freunde und nun wenden sie sich von mir ab. Sie sehen, daß sie sich dort wieder niedergesetzt haben, um nur nicht in meiner Gesellschaft zu sein."

„Aber an Ihrer Stelle würde ich sie angeredet haben. Wessen beschuldigt man Sie denn eigentlich?"

„Ach, lassen Sie mich den Jammer und das Elend nur für mich behalten."

„Ich bitte Sie, erzählen Sie mir Alles, wie Sie es einer Mutter erzählen würden, oder nein, darnach sehe ich wohl nicht aus, was meinen Sie?"

Philipp warf einen Blick auf Frau Coninx und mußte gestehen, daß sie wirklich nicht viel von einer Mutter hatte, namentlich jetzt nicht, da sie ihn mit ihrem einnehmendsten Lächeln ansah und ganz unwillkürlich die Hand, womit sie das Glas Eis auf

den Tisch setzte, auf seinen Fingern ruhen ließ. Philipp würde sich vielleicht zur Mittheilung geneigt gefühlt haben, aber als er eben die Augen aufschlug, sah er die Blicke der beiden Versmalen halb spöttisch auf sich gerichtet. Obgleich diese keine eingerosteten Rothenburger waren, hatten sie doch zu viel Achtung vor sich selbst, um die Bekanntschaft mit einem Menschen wie Erlen erneuern zu wollen, namentlich, da dieser sich ihnen auch jetzt wieder in einer Gesellschaft zeigte, die eben nicht auf eine Besserung hindeutete.

„Lassen Sie uns das Gespräch abbrechen,“ sagte Philipp, „die Musik ist zu schön und überdies kommen hier Ihre Kinder.“

„Gut, aber unter dem Vorbehalt,“ entgegnete sie, „daß Sie mir später Ihr Vertrauen schenken. Es ist nicht gut gethan von Ihnen, daß Sie sich weigern, die Hand anzunehmen, die Ihnen gereicht wird. Versprechen Sie mir, daß Sie mir Alles erzählen wollen.“

„Sobald sich dazu die Gelegenheit gibt,“ antwortete Philipp, fest entschlossen, dafür zu sorgen, daß sich diese Gelegenheit niemals bieten sollte.

Als darauf Frau Coninx am Arm ihres Begleiters den Concertgarten verließ, saßen die Versmalen noch an ihrem Platze und blickten den Beiden nach.

„Ob die Kinder zu ihnen gehören?“ fragte Ferdinand.

„Das beweist nichts, die können gemiethet sein für den Spaziergang,“ meinte Wilhelm. „Vielleicht hat er auch Bekanntschaft mit Familien.“

„Warum nicht gar! Dann hätte er uns ja anreden können.“

„Freilich, aber wir hätten auch etwas zu ihm sagen können.“

„Zum Beispiel, wie es seinem Großvater geht.“

„Wer weiß, ob die ganze Geschichte, daß der alte Fastemann sein Großvater sei, wahr ist. Fastemann ist ein Millionär und Erlen's Vater lebt wie ein Tagelöhner.“

„Ich weiß nicht, wer mir die Sache erzählt hat; wenn ich nicht irre, war es Leonie Degeling. Gut, daß ich daran erinnert werde, wir dürfen nicht versäumen, auf der Rückreise den Pastor Stein zu Wimpfen aufzusuchen um zu sehen, wie sich Leonie dort gefällt. Sehr willkommen werden wir ihr nicht sein, denn sie wird gewiß nicht gern daran erinnert, daß unser Vater jetzt Bürgermeister in Rothenburg ist. Aber wir müssen gehen.“

„Schade, daß wir nicht zehn Minuten früher aufgebrochen sind, da hätten wir dem saubern Herrn Erlen einmal nachfolgen können, um zu erfahren, wie die Sache steht!“

„Das ist nicht schwer zu wissen; ein Mensch, der seinen Principal bestohlen hat, geht sehr hübsch gekleidet in Brüssel mit einer prächtig aufgeputzten Dame spazieren; bester Ferdinand, was willst Du noch mehr wissen? Je weniger wir ihn beachten, um so besser.“

Während dieses Gespräches waren auch die beiden Versmalen aufgestanden und fortgegangen, und es versteht sich von selbst, daß bei der nächsten Gelegenheit

ganz Rothenburg erfahren wird, was sie jetzt wissen oder vielmehr vermuthen.

Das Diner, welches Philipp bei dem Restaurateur bestellt hatte, war sehr nach dem Geschmacke des Herrn Coninx, der obendrein besonders gut gelaunt war, weil er in seinem Billardclub einige ausgezeichnete Stöße gemacht hatte. Er bewies seine heitere Stimmung dadurch, daß er gleich nach Tisch wieder ausging, um im Kaffeehause eine Tasse Kaffee zu trinken und eine Partie Domino zu spielen. Philipp blieb mit Frau Coninx und den Kindern noch eine Weile zusammen, und als die Letztern endlich nach ihrer Stube gingen, erhob auch er sich, um fortzugehen. Frau Coninx erkundigte sich, was er für den Abend vorhabe und nachdem er ihr mitgetheilt hatte, daß er mit einem frühern Bekannten, Herrn Everard, eine Zusammenkunft in der Laterna Magica verabredet habe, seufzte sie tief und beklagte, daß sie von allen Vergnügungen abgesondert sei, da ihr Mann sich nicht um sie bekümmere.

Erstaunt sagte Philipp: „Sie sind also auch nicht glücklich?"

„Glücklich!" rief die rasch aus einer Stimmung in die andere überspringende Frau aus, „meinen Sie vielleicht, weil ich lache und fröhlich bin? Sie urtheilen sehr oberflächlich. Seitdem ich verheirathet bin, liegt die ganze Last der Haushaltung auf mir, und Alles, was mir dieselbe erleichtern könnte, ist mir entzogen. Ich war achtzehn Jahre, als ich mich verheirathete, jetzt bin ich neunundzwanzig, und wahrhaftig, ich bin des Lebens und der Welt noch nicht müde. Aber lassen

Sie sich durch mich nicht zurückhalten, gehen Sie und genießen Sie, so lange Sie können. Es ist ja so herrlich, jung zu sein und die Jugend zu genießen."

„Genießen?" fragte Philipp, und mit einemmale fühlte er eine Art von Mitgefühl für die hübsche junge Frau, die ihn zum Mitwisser ihrer Geheimnisse machte.

Er setzte sich zu ihr und es entspann sich ein Gespräch, durch welches Philipp sich so zu ihr hingezogen fühlte, daß er ihr in kurzen Worten seine Erlebnisse in Rothenburg und Reizenort erzählte, und auf welche Weise er in den Verdacht des Diebstahls gekommen sei.

„Und haben Sie denn keinen einzigen Freund, der Ihre Partei nehmen kann?" fragte sie.

„Wenn mein eigener Vater nicht an meine Unschuld glaubt, wer soll denn daran glauben?" entgegnete er.

„Es ist wahr, aber gewiß kommt noch einmal die Zeit, wo Ihre Unschuld zu Tage tritt," meinte tröstend Frau Coninx.

„Ich glaube nicht daran," versetzte Philipp, „ich wage nicht, darauf zu hoffen."

„Und doch sind Sie weniger zu beklagen als ich," sagte hierauf Frau Coninx. „Die Ursache Ihres Unglücks liegt in der Vergangenheit und es bleibt Ihnen die Hoffnung, ich aber bin zum Unglück verurtheilt für unbestimmte Zeit, vielleicht für mein ganzes Leben."

Während sie dies sagte, hatten sich ihre Augen mit Thränen gefüllt und sie blickte Philipp traurig an. Er suchte sie zu trösten, indem er ihren Kummer übertrieben nannte. Er blickte ihr dabei theilnahmvoll in das hübsche Gesicht und sagte, er möchte ihr gern

Muth und Lebenslust einflößen und wünsche nichts lieber, als sie glücklich zu sehen. Ohne es selbst zu wissen und zu wollen, hatte Philipp's Arm sich dabei über die Lehne der Causeuse ausgestreckt und der Kopf der Frau Coninx ruhte an seiner Schulter, während er mit der andern Hand ihre Hand gefaßt hatte. Es war gewiß unrecht von beiden Seiten, daß sie in dieser vertraulichen Haltung sich gegenseitig ihr Leid klagten, aber es geschieht öfter in der Welt, daß das Herz stärker ist, als der Verstand, und daß der Mensch in Augenblicken des Gefühls die Rücksicht auf sittliche Verpflichtungen etwas in den Hintergrund treten läßt. Wahrscheinlich war dies auch in den darauf folgenden Augenblicken der Fall, als Philipp's Kopf sich noch etwas tiefer herabbog und er einen Kuß auf die hübschen Lippen der Frau Coninx drückte.

Plötzlich stand er auf. Er war über seine eigene Dreistigkeit erschrocken und verwirrt in dem Bewußtsein, daß er seinen festen Vorsatz gebrochen und sich einem Gefühle überlassen hatte, welches ihn schon öfter bedrohte, wenn die Frau seines Principals ihm freundlich begegnete.

Auch sie stand auf, aber lange nicht so erregt, als Philipp. Ganz ruhig sagte sie zu ihm: „Das müssen Sie nicht wieder thun, Erlen.“

„Ich möchte es tausendmal, tausendmal thun, Louise,“ sagte Philipp, der nun, da einmal der erste Schritt geschehen war, an keine Rückkehr mehr dachte. Ohne zu antworten, verließ Frau Coninx das Zimmer und kehrte einige Zeit darauf mit ihren Kindern zurück, so daß dem tête-à-tête ein Ende gemacht war. Ob ihr

Gewissen erwacht war, oder ob sie nur den Kunstgriff einer listigen Kokette in Anwendung brachte, sie setzte sich wieder auf das Sopha, zündete die Gasleuchter an und erschien in dem hellen Lichte noch viel vortheilhafter als vorher.

„Wenn Sie noch nach der Laterna Magica gehen wollen, dürfen Sie nicht mehr lange zögern.“

„Ich weiß nicht, ob ich hingehen soll,“ meinte Philipp.

„Sie sollten es nicht unterlassen; ein Freund erwartet Sie dort, und um Ihnen die Wahrheit zu sagen, möchte ich gern einige Briefe schreiben. Der Sonntag Abend ist ganz besonders dazu geeignet und ich glaube, daß Coninx sehr spät nach Hause kommen wird.“

Dies Alles sagte Frau Coninx in ihrem gewöhnlichen freundlichen Tone, und wie es schien, ohne an das Vorgefallene zu denken. Philipp verstand deutlich, daß sie den Abend nicht mit ihm zuzubringen wünsche und er verließ einige Augenblicke darauf das Haus, ohne genau zu wissen, wohin er gehen solle. Er durchwandelte die belebtesten Straßen Brüssels, aber ohne auf Etwas zu achten oder sich umzusehen; er war ausschließlich nur mit sich selbst beschäftigt.

Dreizehntes Capitel.

Die Laterna Magica war ein Ort, wo die verschiedensten Stände sich zusammenfanden. Die große Welt war allein durch einige Herren repräsentirt, welche den Bürgerstand verachten, mit Ausnahme der hübschen Tänzerinnen, die er stellt. Die besitzende Classe kam überhaupt dort nicht hin, dagegen war der kleinere Bürgerstand zahlreich vertreten. Auch von den Fremden, welche sich in der Stadt aufhielten, konnte man immer viele hier finden. Außerdem waren Besucher und Besucherinnen da, welche der Ansicht huldigten, daß das Leben ausschließlich zum Genusse bestimmt sei. Zu diesen Letztern zählte Herr Everard, der allerdings über das Alter hinaus war, wo er selbst lebhaft am Tanze sich betheiligte, während er jetzt ruhig an irgend einem Tische saß, sein Glas Bier trank und dabei die Thür aufmerksam im Auge behielt, um zu sehen, ob nicht irgend ein bekanntes Gesicht erscheine, was an diesem Abend bis jetzt noch nicht der Fall war. Mit Vergnügen sah er endlich Philipp Erlen eintreten, auf dessen Ankunft er eigentlich gar nicht mehr gerechnet

hatte. Philipp würde auch nach dem gewöhnlichen Verlauf der Dinge nicht dort hingekommen sein, denn bis jetzt hatte ihn die Laterna Magica noch niemals angelockt, aber die Scene mit Frau Coninx hatte ihn unzufrieden mit sich selbst gemacht und er verlangte nach einer Zerstreuung.

Er konnte nicht begreifen, weshalb die schöne Frau plötzlich von großer Vertraulichkeit zu dem kühlen Tone übergegangen war, womit sie ihn ersucht hatte, sich zu entfernen. Wenn sie wirklich Reue empfand und ihr Gewissen sich empörte, so war es seine Pflicht, das Haus zu verlassen, um den Gefahren für immer ein Ende zu machen; war es nur Gefallsucht von ihr, so wollte er nicht der Spielball ihrer Launen sein und sich von einer Frau zum Besten halten lassen, die er tief unter sich stellte.

Mit diesen Betrachtungen war er in die Laterna Magica getreten, wo ihn der berühmte Reisende des gewesenen Hauses Bijou mit unverholener Freude begrüßte. Wie einen alten Busenfreund hieß er ihn willkommen, obschon sie sich nur zweimal gesehen hatten, aber Everard schloß sehr häufig unzerreißbare Freundschaftsbande, die allerdings niemals rissen, weil niemals daran gezogen wurde. Er dachte eben nur dann an seine Busenfreunde, wenn sie bei ihm waren.

„Erzählen Sie mir nun einmal Ihren ganzen Lebenslauf von dem Augenblicke, da wir uns zuletzt sahen,“ sagte er, nachdem er seinem Intimus ein Glas Bier hatte bringen lassen und eine Cigarre präsentirte, welche eine der besten, wenn nicht gar die beste war,

die man in ganz Europa bekommen konnte; diese Cigarren waren durch einen Gesandten, welcher sie von einem Millionär von der Insel Cuba, dessen Leben er gerettet, zum Geschenk erhalten hatte, oder auf irgend eine derartige Weise nach Europa gekommen, und da Everard ein Busenfreund des Gesandten war, hatte er ein Päckchen davon erhalten.

„Mein Lebenslauf," sagte Philipp, indem er die Cigarre anzündete, „ist sehr einfach. Ich war, was ich nicht mehr bin, und was ich jetzt bin, will ich nicht bleiben."

„Wie? Sind Sie nicht zufrieden? Ich dachte immer, Sie wären ein vollständig glücklicher Mensch, und jetzt gar! Was bezahlt Coninx?"

„Tausend Franken."

„Und Sie wollen fort! Tausend Franken und eine solche Principalin! Zum Teufel, Sie scheinen auch nicht leicht zu befriedigen zu sein."

„Und Sie haben zwölftausend Franken!"

„Lassen wir das auf sich beruhen, die Fähigkeiten eines Reisenden werden mit ganz anderm Maßstabe gemessen; augenblicklich habe ich fünfzehntausend Franken und wenn ich will, kann ich morgen zwanzigtausend haben, aber ich habe mich verbindlich gemacht. Ein Reisender muß Alles können, heute verkauft er Wein, morgen Diamanten, übermorgen Seidenstoffe oder Uhren und wenn es nichts besseres zu thun gibt, spielt er Comödie. A propos, singen Sie noch so hübsch?"

„Hübsch habe ich nie gesungen, und die Lust zum Singen vergeht mir auch."

„Nun, so viel ich weiß, haben Sie früher doch mit Ihrer Stimme großen Effect gemacht und für den Augenblick, da Sie nichts Anderes in Aussicht haben —"

„Könnte ich vielleicht die Stelle erhalten, die Sie verlassen haben?" fragte Philipp.

„Unmöglich!" erwiderte Everard. „Hundertdreizehn Aspiranten hatten sich dazu gemeldet und das ist auch kein Wunder; es waren Doctoren, Advocaten und Rittmeister der Cavallerie darunter, man hat einen Oberst von der Garde damit beglückt."

„Gegen solche Concurrenten kann ich natürlich nicht aufkommen; aber wissen Sie nichts Anderes für mich?"

„Ja und nein," sagte Everard mit einem ernsthaft nachdenklichen Gesichte, „ich könnte Sie an mehrere große Häuser empfehlen, aber Sie sind zu bescheiden, zu ängstlich, Sie werden mich schon verstehen, der Fisch schwimmt und der Vogel fliegt."

„Aber es gibt fliegende Fische und Schwimmvögel," meinte Philipp.

„Richtig, aber sie fliegen nicht hoch und schwimmen nicht schnell. Wollen Sie denn wirklich nicht bleiben?"

„In keinem Falle," entgegnete Philipp.

„Nun denn," versetzte Everard, „können Sie über den heutigen Abend verfügen?"

Nachdem Philipp bejaht hatte, brachte Everard vorläufig das Gespräch wieder auf seine früheren Heldenthaten, die an das Unglaubliche grenzten, und da er in Philipp einen andächtigen und dankbaren Zuhörer hatte, so floß der Strom seiner Rede unaufhaltsam fort. Mitten in seiner Erzählung hörte er jedoch plötzlich

auf und lief nach dem Eingange des Saales, wo er mit einigen Herren und Damen, die eben eintraten, ein Gespräch anknüpfte. Plaudernd, langsam fortgehend und zuweilen still stehend, brachte er die Gesellschaft an den Tisch, an welchem Philipp Erlen saß und bald war dieser Tisch sowie die umherstehenden Stühle mit allerlei Kleidungsstücken bedeckt. Die Personen selbst entfernten sich nach einem flüchtigen Gruße gegen Philipp und mischten sich unter die tanzenden Gruppen; nur Einer setzte sich zu ihm und Everard nieder und ließ sich ein Glas Grog bringen. Everard machte die beiden Herren miteinander bekannt und Philipp sah sich dem Herrn Fromman gegenüber, den Everard scherzend als Künstler ohne Vaterland und gegenwärtig Director eines Café chantant bezeichnete. Das Gespräch ging bald lebhaft weiter. Herr Fromman trank ein Glas Grog nach dem andern und äußerte endlich, daß er sich schon seit einiger Zeit nach einem Sänger umsähe, den er nöthig habe. Er setzte hinzu: „Ich habe bereits einen prächtigen Namen für ihn ausgedacht.“

„Darin sind Sie stark,“ entgegnete Everard. „Wird Ihr eigener gefeierter Name nicht bald vacant?“

„Wenn ich einmal zurücktrete, verkaufe ich ihn theuer,“ versetzte Fromman, „ich habe mich zwanzig Jahre lang bemüht, ihn berühmt zu machen, und es ist nicht mehr als billig, daß man ihn gut bezahlt. Das Publicum ist einmal daran gewöhnt, sich nach bekannten Namen zu richten, die anderthalb Kenner, die sich in der Menge verlieren, üben keinen Einfluß

aus und wenn man keinen Namen hat, mag man singen und spielen so gut man will, es hilft Alles nichts; setzt man aber einen berühmten Namen dazu, so ist Alles gewonnen."

„Wie viel bringt Ihre Beschäftigung wohl auf?" fragte hierauf Everard lachend.

„Meinen Sie, daß wir um des Geldes willen wirken?" entgegnete Fromman. „Wenn das Geld für mich Werth hätte, wäre ich ein reicher Mann, aber wir Künstler halten nicht viel auf Geld, wir wirken für die Ehre, für den Ruhm, für den Beifall."

„Das ist Alles bekannt," versetzte Everard, „aber wenn Sie einen Sänger engagiren, werden Sie ihn doch nicht allein mit Lob und Beifall bezahlen wollen?"

„Wenn er gut ist, kann er zweihundert Franken im Monat erhalten und hat die Reisekosten frei durch ganz Europa," erwiderte Fromman.

„Und ein mittelmäßiger?" fragte Philipp etwas zögernd.

„Einen mittelmäßigen," sagte Fromman, ihn aufmerksam ansehend, „kann ich gar nicht gebrauchen; aber weshalb fragen Sie? Wollen Sie sich engagiren lassen?"

„Warum nicht," versetzte Philipp, „aber Sie werden mich nicht gebrauchen können."

„Das glaube ich doch," fiel Everard ein, „Herr Erlen singt gewiß besser, als irgend Einer von Ihrer Gesellschaft."

„So," sagte Fromman, „ich wußte nicht, daß der Herr Künstler ist."

„Das bin ich auch nicht, ich singe nur aus Liebhaberei."

„Bleiben Sie dabei," sagte darauf Herr Fromman, „singen Sie zu Ihrem eigenen und zu Ihrer Bekannten Vergnügen und betreiben Sie niemals die Kunst als Erwerbszweig. Wenn ich noch einmal zu beginnen hätte, würden Sie mich auch nicht hier sehen." Darauf ließ er sich das fünfte Glas Grog bringen und sprach nicht weiter über seinen Beruf. Ueberhaupt kamen bald andere Gegenstände zum Gespräch, denn die Herren und Damen nahten sich abwechselnd dem Tische, um sich bald ein wenig auszuruhen, bald eine kleine Erfrischung zu sich zu nehmen.

Philipp betrachtete die Mitglieder des Café chantant mit Aufmerksamkeit und ein unbestimmtes Gefühl ermuthigte ihn, sich denselben anzuschließen, obgleich die Worte des Directors ihn wenig dazu verlockten. Es waren Leute von dem verschiedenartigsten Aussehen. Ein großer Mann mit blondem Schnurr- und Knebelbart, ein schmächtiger Jüngling, der eher einem Mädchen als einem Manne glich und in dessen scharfen Gesichtszügen die Auszehrung lauerte, ein kleiner schwarzer Herr, der wie ein gewesener Schulmeister aussah und endlich ein gesunder voller Flamländer, der eher einem Bäckergesellen als einem Künstler ähnlich war. Unter den Damen war nur eine, die wirklich für schön gelten konnte; sie zog sofort Philipp's Aufmerksamkeit auf sich durch ihre Aehnlichkeit mit Everard, und da vorher im Gespräch zwischen Fromman und Everard ihr Name öfter genannt worden war, so wußte er bald,

daß sie Rosa hieß und Everard's Schwester war. Sie schien als Tänzerin sehr gefeiert zu sein, aber sie nahm den Herren gegenüber, die sie aufforderten, eine sehr stolze Haltung an, während sie gegen Fromman und Everard äußerst ungenirt war. Für Philipp Erlen schien sie gar keine Aufmerksamkeit zu haben.

Die übrigen Damen waren mehr oder weniger hübsch, theilweise von zweifelhaftem Alter, während eine darunter fast noch ein Kind war. Fromman nahm sich nicht die Mühe, sein Personal vorzustellen und Everard widmete demselben wenig Aufmerksamkeit; nur mit Rosa wechselte er einige, wie es schien, nicht sehr freundliche Worte. Es schien, daß sie über Geldsachen sprachen. Endlich nahm Everard seine Brieftasche heraus und legte eine Cassenanweisung auf den Tisch, aber während Rosa verächtlich auf dieselbe niedersah, wahrscheinlich in der Erwartung, daß sie mindestens verdoppelt werden solle, streckte Herr Fromman die Hand aus und nahm die Anweisung scherzend zu sich. Weder Bruder noch Schwester schienen darüber erzürnt zu sein und sie hatten auch dazu keine Ursache, denn die Schuld der Schwester war durch die Freigebigkeit des Bruders vermindert worden und Rosa konnte nun auf's Neue Vorschuß nehmen.

Philipp betrachtete die beiden Geschwister etwas genauer und fand die Aehnlichkeit zwischen beiden wirklich sehr auffallend. Everard war schwarz und Rosa blond und dieser Umstand ließ die große Aehnlichkeit nicht sofort erkennbar werden.

Philipp sah übrigens auch immer mehr ein, daß

er hier überflüssig sei und empfahl sich. Fromman forderte ihn auf, zu bleiben, aber Philipp entgegnete: „Meine Zeit ist um, und was soll ich länger hier thun?"

„Sie scheinen also wenig Gefallen an unserer Gesellschaft zu finden," entgegnete Fromman.

„Wenn dies so wäre, hätten wir uns gegenseitig wenig Vorwürfe zu machen."

„Wie so?"

„Nun, als ich mich Ihrer Gesellschaft anschließen wollte, verweigerten Sie mein Anerbieten."

„Das ist wahr," antwortete zögernd Herr Fromman, „daran dachte ich nicht mehr. Nun, wir sehen uns ja wohl öfter. Guten Abend."

Everard wollte mit Philipp weggehen, aber Rosa verlangte gebieterisch, daß er bleibe. Philipp drückte ihm daher die Hand, verbeugte sich gegen Rosa und die Uebrigen und entfernte sich dann.

„Das scheint ein anständiger Mensch zu sein," sagte Fromman, indem er sein sechstes Glas Grog prüfte.

„Ein talentvoller junger Mann," entgegnete Everard, „der nur noch ein wenig abgeschliffen werden muß."

„Singt er wirklich gut?" fragte hierauf Herr Fromman.

„Allerdings," entgegnete Everard, „und ich begreife nicht, warum Sie seinen Vorschlag zurückwiesen."

„Dazu habe ich meine Gründe," entgegnete Fromman. „Solche junge Leute aus guter Familie sind gewöhnlich sehr unbequeme Mitglieder, sie sehen auf das Publi-

cum verächtlich herab und dünken sich etwas Besseres wie ihre Collegen, oder sie sind total verdorben und man muß ihnen ihrer Liederlichkeit wegen bald den Abschied geben. Die brauchbarsten Mitglieder habe ich bis jetzt noch immer am Rande des Elendes aufgelesen."

Als er dies sagte, überflog eine heftige Zornesröthe das Gesicht der schönen Rosa und sie rief: „Was soll das, Herr Fromman?"

„Nun, Fräulein Rosa wird doch nicht behaupten, daß sie sich im Wohlstande befand, als ich mich über sie erbarmte."

Diese Bemerkung reizte auf's Neue die beleidigte Schöne und es entstand nun ein Streit, in welchen auch Everard verwickelt wurde und durch welchen derselbe über manche Charaktereigenschaften seiner Schwester neue Aufklärungen erhielt.

Der Director erklärte sie für eine unverbesserliche Verschwenderin, die in Folge ihrer vielen Schulden und der Vorschüsse, die er bereits geleistet, vollständig in seiner Gewalt sei. Rosa wollte sich dies nicht sagen lassen und behauptete, daß sie jeden Tag gehen könne, wohin sie wolle, worauf Fromman ihr sagte, daß sie dies allerdings könne, sobald ihr Bruder für sie bezahle. Dies gab dem Gespräch eine neue Wendung. Everard war der Meinung, daß seine Schwester unter eine Art Curatel gestellt werden müsse und schlug vor, daß sie sich der Vorsorge einer Duenna anvertrauen möge.

„Ich danke," entgegnete die Schöne, „ich will keine Duenna, ich will frei sein."

„Wenn ich einen Cavalier besorgte?" erwiderte

Fromman, aber die entrüstete Schöne warf ihm einen zornglühenden Blick zu.

„Verstehen Sie mich recht, Mademoiselle," fuhr er kaltblütig fort, „wenn ich Ihnen einen Ehemann zum Scheine geben würde, der Ihr Begleiter und der Administrator Ihrer Angelegenheit wäre, Ihre Ausgaben und Einnahmen regelte und Sie außerdem vor den Belästigungen and'erer Männer, über die Sie sich doch so sehr beklagen, schützte, was meinen Sie dazu?"

Rosa hatte andächtig zugehört und fragte, als Fromman ausgesprochen hatte: „Wollen Sie mir vielleicht den kleinen Trommelschläger oder den mit dem Triangel zum Cavalier geben, denn ich muß Ihnen die Wahl ja doch überlassen."

„Wenn dies Dein Ernst wäre," mischte sich hier Everard in's Gespräch, „wüßte ich einen guten Vorschlag zu machen. Der junge Mensch, der soeben hier war."

„Gehört der auch zur Truppe?" fragte spöttisch Rosa.

„Er kann sehr bald dazu gehören, nicht wahr, Herr Fromman?" entgegnete Everard.

„Wenn Fräulein Rosa sich mit ihm einigen kann, werde ich gern ein Opfer bringen, vorausgesetzt, daß er brauchbar ist," sagte Fromman.

„Das glaube ich fest," versetzte Everard, „und überdies hat er noch einen Vorzug, der mit der Zeit zum Vortheil gereichen kann."

„Und der wäre?" fragte Rosa.

„Er hat einen steinreichen Großvater," entgegnete Everard.

Die Sängerin zuckte gleichgiltig die Achseln. „Der junge Mensch ist noch nicht einmal engagirt," sagte sie, „Niemand weiß, wie er singt, und ob er den Vorschlag annehmen wird, und man beschließt über ihn, als ob man nur zu befehlen hätte."

„Wir sprachen nur in der Voraussetzung, daß er Mitglied unserer Gesellschaft werden kann, und ich wünschte nur zu wissen, ob Sie alsdann auf den gemachten Vorschlag eingehen würden," bemerkte Fromman.

„Ich werde wohl müssen," entgegnete Rosa.

„Nur unter der Bedingung, daß Sie mir eine gewisse Sicherheit bieten, kann ich überhaupt Ihr bisheriges Engagement verlängern," sagte nun Fromman, „und da Ihr Herr Bruder nicht gesonnen zu sein scheint, für Sie Bürgschaft zu leisten, so sehe ich allerdings die vorgeschlagene Art als das einzige Rettungsmittel an."

„Ich will darüber nachdenken," antwortete Rosa gleichgiltig.

„Nein," sagte Fromman hierauf, „ich muß eine bestimmte Erklärung von Ihnen haben in Gegenwart Ihres Bruders."

„Nun ja denn, wenn es nicht anders sein kann, werde ich thun, was Sie verlangen."

„Topp!" sagte Fromman, indem er ihr die Hand darreichte, von welcher sie die äußersten Spitzen der Finger eben berührte; „somit ist die Sache in Ord-

nung und ich schmeichle mir, daß wir in einem halben Jahre uns ganz anders gegenüberstehen werden."

Rosa nahm inzwischen Hut und Tuch und verließ dann mit Ihrem Bruder den Saal, während Fromman sich noch ein Glas Grog geben ließ, um über den Plan weiter nachzudenken.

Vierzehntes Capitel.

Guter Rath kommt über Nacht! Was am vorigen Abend erst ein unbestimmter Plan bei Philipp war, hatte sich nun zu einem festen Entschlusse entwickelt. Unwiderruflich wollte er die Familie Coninx verlassen. Seiner Ansicht nach hatte er gestern in etwas aufgeregtem Zustande einen unbegreiflich dummen Streich gemacht und es war ihm ein peinlicher Gedanke, der hübschen Frau Coninx wieder unter die Augen zu treten. Was würde sie sagen? Wie sollte er sich verhalten? Und doch blieb ihm nichts Anderes übrig, als sich anzukleiden und nach dem Geschäfte zu gehen. Aber er that dies in der festen Absicht, daß es das letzte Mal sein sollte.

War Philipp spät zu Hause gekommen, so hatte auch sein Principal den vorigen Abend sehr lange ausgedehnt und da die menschliche Natur in solchen Fällen gewöhnlich eines Gegengewichtes bedarf, so war Herr Coninx ebenfalls nicht bei bester Laune, was zwar selten geschah, dann aber auch leicht bemerklich war.

„Wir wollen lieber nicht oben frühstücken," sagte er zu seinem Gehilfen, „denn es ist dort ein Durcheinander, daß man kaum mit einem Stock darüber springen kann. Meine Frau hat noch nicht aufräumen lassen; ich habe ihr einmal deutlich gesagt, daß sie keinen Begriff von Ordnung hat."

„Ich habe kein Verlangen nach dem Frühstück," sagte Philipp.

„Um so besser, ich auch nicht," entgegnete Herr Coninx und brummte dann über das Nachtschwärmen der jungen Leute etwas in seinen Bart, was er ebensogut an seine eigene Adresse hätte richten können. Philipp arbeitete ruhig fort, oder vielmehr, er hielt die Feder in der Hand und sah ganz in Gedanken vertieft in seine Bücher. Er dachte an Frau Coninx und an den Ausfall, den sie wahrscheinlich soeben von ihrem Manne zu ertragen gehabt hatte. Sein mitleidiges Gefühl regte sich wieder und besonders kam ihm die Erinnerung an das vertrauliche Gespräch des vorigen Abends, als sie so unabsichtlich in seinem Arme geruht hatte, bis er durch seine unbegreifliche Albernheit der Situation ein Ende gemacht und ihr die lächerlichen Worte gesagt hatte. Er sah sie wieder in ihrer ganzen Schönheit, lachend mit thränenfeuchten Augen, mit den perlweißen Zähnen und den halbgeöffneten Lippen, auf welche er einen Kuß gedrückt hatte, den Kuß, von dem er in seiner Albernheit gesagt hatte, daß er ihm noch tausend folgen lassen wollte.

„Sind Sie verliebt?" fragte plötzlich Herr Coninx.

„Verliebt? Ich wüßte nicht in wen!"

„Das würde mir auch einerlei sein," versetzte der verstimmte Principal, „aber Sie sind schon eine ganze Stunde in Ihre Träumereien versunken und scheinen nicht zu bemerken, daß ich Ihnen dieses Buch bereits eine Viertelstunde vorhalte."

„Ich habe es nicht gesehen."

„Das kommt davon, wenn man halbe Nächte durchschwärmt, das schickt sich nicht für junge Leute."

„Für alte Leute noch weniger," antwortete Philipp, der nicht recht wußte, was er sagte, aber seinem Aerger Luft machen mußte.

„Was wollen Sie damit sagen? Wollen Sie mir etwa einen Vorwurf machen? Ist es so weit gekommen, daß Sie sich herausnehmen, mich zu beleidigen? Wenn Sie auf diese Weise anfangen, habe ich Sie nicht mehr nöthig."

„Dann werde ich fortgehen," sagte Philipp, nahm zur großen Verwunderung des Herrn Coninx seinen Hut und ging zur Thür hinaus.

Er wird schon wiederkommen, murmelte Herr Coninx, indem er ihm nachsah; das ist die Folge, wenn junge Leute ausschweifend werden, eine einzige Nacht kann sie für ihr ganzes Leben ruiniren. So räsonnirte der gute Mann, ohne zu überlegen, daß er alle diese Bemerkungen auf sich selbst anwenden konnte.

Uebrigens brachte ihn die plötzliche Entfernung Philipp's nach und nach zur Besinnung und er begann zu fühlen, daß er ihn doch nicht missen konnte, denn er hatte verschiedene Unternehmungen begonnen, bei welchen ihm der junge Mann unentbehrlich war. Wäre

Philipp noch im Hause gewesen, so hätte er ihn durch ein gutes Wort zurückhalten können, jetzt aber zu ihm zu gehen, erlaubte seine Ehre nicht; er tröstete sich vorläufig noch mit der Erwartung, seinen Gehilfen unter irgend einem Vorwande wieder zurückkehren zu sehen, und war es nicht jetzt, so doch sicher am Abend, oder am folgenden Tage.

Als es Zeit wurde, zum Mittagsessen hinaufzugehen, überlegte Herr Coninx, was er seiner Frau sagen werde, die gewiß mit Philipp's Fortgang wegen einer so unbedeutenden Ursache auch nicht zufrieden sein werde.

„Erlen kommt nicht zu Tische," begann er.

Anstatt nach der Ursache zu fragen, antwortete Frau Coninx gleichgiltig: „So."

„So, so! Findest Du es denn gut, daß er weg ist?" fragte Coninx, erfreut, daß er Jemand fand, an dem er seinen Aerger auslassen konnte.

„Er ist Dein Gehilfe und nicht der meinige," entgegnete sie, „soll ich etwa darum weinen, daß er fort ist?"

„Nun, ich dächte, daß meine Angelegenheiten Dir doch ein wenig nahe lägen," sagte Herr Coninx, „und überdies dachte ich, daß Du ihn gern leiden möchtest, da er so geschickt und dienstfertig und bereitwillig ist."

Frau Coninx erwiderte ruhig, sie erinnere sich nicht, ihn jemals so hoch gepriesen zu haben; aber nun schien ihrem Gemahl plötzlich ein Licht aufzugehen. „Du hast doch nichts mit ihm gehabt?" fragte er, denn ihm wurde klar, daß seine Frau mit seinem Gehilfen einen Streit gehabt haben mußte und daß dieser deshalb

sein Haus verlassen hatte. Sofort entwarf er einen Plan, um Alles wieder in Ordnung zu bringen. Wenn seine Frau Erlen beleidigt hatte, mußte sie ihn um Entschuldigung bitten, damit war die Sache denn aus der Welt und er hatte nicht nöthig, sich vor seinem Gehilfen zu erniedrigen.

Als er sich jedoch überzeugt hatte, daß seine Frau durchaus nichts mit dem plötzlichen Weggange Erlen's zu thun hatte, zog er andere Saiten auf und sagte: „Du siehst wohl ein, daß ich ihn nicht zurückholen kann, darum gehe Du zu ihm, Louise, bringe die Sache wieder in Ordnung und sage im Nothfall, daß ich übler Laune war."

„Das brauchst Du mir wahrlich nicht zu sagen," fiel ihm seine Frau in die Rede, denn sie wollte lieber den Sturm auf sich heraufbeschwören, als seinen Auftrag ausführen.

„Und Du hast nicht nöthig, mir das zu verweisen," rief Coninx heftig aus, „Du gewiß nicht, die bei allen Vorfällen gleichgiltig und fröhlich bleibt."

„Und wer hat mich so gemacht?" entgegnete die entrüstete Frau.

„Etwa ich?" erwiderte der Mann.

„Jedenfalls!" versetzte sie. „Ich bin Deine Haushälterin, Deine Dienstmagd, Deine Sclavin, aber nicht Deine Frau, wie es scheint," und nun ließ Frau Coninx eine Sturzfluth von Vorwürfen folgen, gegründete und ungegründete, die ihren Ehegemahl so wüthend machten, daß er endlich vom Tische aufstand, hinauseilte und heftig die Thür hinter sich zuschlug.

Der Mann würde wirklich keine Ursache zum Aerger gehabt haben, wenn er die Veranlassung gekannt hätte, sowohl von Philipp's Weggange, als von den Vorwürfen seiner Frau, die nur dazu dienen sollten, um sie von dem Auftrage zu befreien, irgend welchen Schritt wegen Erlen's Wiederkehr thun zu sollen. Ihre List war denn auch vollkommen geglückt. Coninx vermied diesen Tag und den folgenden jedes vertrauliche Gespräch mit seiner Frau und sie that nicht das Geringste, was zu einer Versöhnung hätte führen können.

Philipp hatte dem Kutscher der Droschke die Adresse des Herrn Fromman genannt und wenige Augenblicke darauf stand er im Vorzimmer des Impresario, wie dieser sich am liebsten nennen ließ.

Fromman empfing ihn sofort, obschon seine Toilette noch sehr ungeordnet war, denn sie bestand nur in einem großen feuerrothen Schlafrock, aus dem oben der bloße Hals und unten ein paar goldgestickte Pantoffeln hervorsahen. Die Unterhaltung dauerte nicht lange. Nachdem Fromman sich von der Brauchbarkeit Philipp's für seine Gesellschaft überzeugt hatte, einigten sie sich über die Bedingungen, der Contract wurde doppelt ausgefertigt und sofort von beiden Seiten unterzeichnet.

„Der andere Contract soll ebenfalls in einigen Tagen fertig sein," sagte Herr Fromman, und als Philipp fragte, von welchem Contracte die Rede sei, erklärte er ihm, daß in solchen Fällen ein wirklicher und ein Scheincontract gemacht würde, letzterer mit

verdoppelten Zahlen, um den Werth der Mitglieder in einem besseren Lichte dem Publicum und den Behörden gegenüber erscheinen zu lassen.

„Geschieht dies öfter in Geschäftsangelegenheiten?" fragte Philipp, dem der enorme Gehalt des Herrn Everard einfiel.

„Manche Handelshäuser folgen bei ihren Reisenden demselben Gebrauche, um der Firma einen höhern Glanz zu verleihen," erwiderte Herr Fromman und setzte hinzu: „Nun aber, lieber Herr Bosquet —"

„Erlen," verbesserte Philipp.

„Mit Ihrer Erlaubniß," meinte Herr Fromman, „Sie werden doch nicht unter Ihrem eigenen Namen auftreten wollen?"

„Wie verstehen Sie das?" fragte Philipp.

„Nun, ich dächte, es wäre Ihr eigener Vortheil, wenn Sie den Namen eines unserer berühmtesten Sänger adoptirten. Jedermann wird neugierig sein, zu sehen, ob Sie der echte Bosquet sind oder nicht und jedenfalls werden auf diese Weise unsere beiderseitigen Geschäfte nur gewinnen. Heute Abend," fuhr Herr Fromman fort, „werden Sie doch jedenfalls unsere Vorstellung besuchen und nach derselben werde ich das Vergnügen haben, Ihnen Madame Bosquet vorzustellen, die dann einige Tage Ferien erhält, um darauf mit Ihnen zugleich unter dem neuen Namen aufzutreten. Ihr Lebenslauf ist leicht zusammengestellt. Sie waren an einem deutschen Hoftheater engagirt, und studiren nun sofort einige Scenen ein, die Sie mit Rosa gemeinschaftlich vortragen werden. Die Einzel-

heiten Ihrer Laufbahn müssen Sie sich inzwischen zusammenstellen, um auf alle Fragen gerüstet zu sein. Rosa läßt allerdings als Sängerin Manches zu wünschen übrig, aber ihre Erscheinung gefällt und wenn sie gut unterstützt wird, hilft eins dem andern nach."

Philipp hörte alle diese Winke schweigend an. Als der Impresario ihn noch aufforderte, mit zu Mittag zu speisen, lehnte er ab, da er das Bedürfniß hatte, zu sich selbst zu kommen und den rasch geschlossenen Contract, in welchem sein Verhältniß zu Rosa ebenfalls einbedungen war, noch einmal aufmerksam zu prüfen. Eigentlich hatte ihn der Impresario mit schönen Redensarten überrumpelt und als Philipp den großen Schritt, den er gethan hatte, ruhig überdachte, bereute er seine Uebereilung. Alles war im Contracte vorgesehen und geregelt. Seine Verpflichtung gegenüber Fräulein Rosa Everard sollte darin bestehen, daß er sich vor dem Publicum als ihren Gemahl ausgeben, dieselbe Wohnung mit ihr beziehen und ihre Einkünfte und Ausgaben überwachen sollte, mit der Bedingung, daß damit keinerlei Rechte oder Pflichten weiter verbunden sein sollten.

Nachdem Philipp grade diesen Theil des Contractes nochmals durchgelesen hatte, kam ihm erst die ganze Bedeutung desselben zum klaren Bewußtsein. Er erkannte, daß seine Stellung dabei in den Augen der Welt eine unsittliche war und ihn für sein ganzes Leben brandmarken mußte. Die heftigste Reue überfiel ihn und wenn er in diesem Augenblicke die Mittel besessen hätte,

sich durch Zahlung eines Reugeldes von seinen Verpflichtungen zu lösen, so würde er keinen Augenblick gezögert haben, dies zu thun. Hätte er gewußt, in welcher Stimmung Herr Coninx auf seine Rückkehr wartete, er würde sich demselben vielleicht anvertraut haben und der eifrige und gewandte Geschäftsmann hätte am Ende auch Mittel gefunden, seinen Gehilfen frei zu machen; aber Philipp wagte nicht in das Haus des Herrn Coninx zurückzukehren und Herr Coninx ging nicht aus dem Hause heraus, um die Rückkehr des ersehnten Gehilfen nicht zu versäumen.

Als Philipp an demselben Abende nach dem Café chantant kam und eine Eintrittskarte lösen wollte, rief ihm der Cassirer zu: „Treten Sie nur ein, Herr Bosquet, es ist Alles in Ordnung."

Er setzte sich in eine Ecke und verfolgte nicht in der besten Stimmung sämmtliche Vorträge. Halb wie im Traume dachte er daran, daß er in einigen Wochen selbst zu dieser Demimonde der Kunst gehören sollte, und es überlief ihn dabei ein leiser Schauder. Allerdings nahm das Publicum lebhaften Antheil an den Vorträgen und belohnte die einzelnen Mitglieder der Gesellschaft reichlich mit Beifall. Philipp war überzeugt, daß es auch ihm gelingen werde, sich Lob zu erringen, und er hoffte, sein Auftreten in dem Café werde nur das Vorspiel sein zu einer größern künstlerischen Laufbahn. Es war natürlich, daß ein Mensch von einundzwanzig Jahren sich gern in solchen Träumereien erging und damit die Reue zu überwinden suchte, die er über den Schritt empfand, den er gethan hatte.

Um elf Uhr verließen die Musikanten den Saal, die große Trommel überreichte Philipp ein Briefchen, durch welches derselbe daran erinnert wurde, daß ihn Herr Fromman im Seitenzimmer erwarte.

Dort stand Mademoiselle Rosa in blauseidenem Kleide, eine Camellia in dem schönfrisirten Haar, mit Collier und Armbändern, wie sie eben vor dem Publicum erschienen war. Sie war durchaus nicht überladen gekleidet, aber was sie trug, war kostbar und geschmackvoll; trotzdem sah sie weniger gut aus, wie am vorhergehenden Abend, als sie ganz einfach gekleidet war. Dies mochte wohl hauptsächlich seinen Grund in der Haltung haben, die sie angenommen hatte, denn da sie zeigen wollte, daß sie sich hoch über den Menschen stellte, der sich ihr zum scheinbaren Ehemann aufdrängen ließ, so sah sie mit einer höchst geringschätzenden Miene auf denselben herab. Herr Fromman sagte ihr nach der gegenseitigen Vorstellung, er habe mit Herrn Bosquet verabredet, daß sie während vierzehn Tagen nicht auftreten solle und unterdessen mehrere Scenen mit demselben einprobiren könne, um alsdann zuerst in Lüttich mit Herrn Bosquet aufzutreten.

Rosa fragte nur, ob ihr Honorar während der vierzehn Tage bezahlt werde und meinte dann hochmüthig, man werde ja sehen, was der neuengagirte Herr leisten könne.

Nachdem Herr Fromman ihr noch einige eindringliche Ermahnungen hinsichtlich ihrer Studien hinterlassen hatte, ließ er die beiden Scheineheleute allein.

Rosa war sehr einsilbig und erwiederte die kurzen Bemerkungen, welche Philipp in Bezug auf ihr beiderseitiges Verhältniß machte, äußerst wortkarg und ablehnend, sodaß er am besten zu thun glaubte, wenn er sich entferne.

Er sagte daher, er werde ihr am andern Tage seinen Besuch machen, und glaubte sich dann verabschieden zu können.

Aber die stolze Schöne sagte zu ihm: „Sie werden doch wohl zuvor so höflich sein, mich nach Hause zu begleiten.“

„Ich wußte nicht,“ erwiederte Philipp, „daß Sie darauf warteten.“

„Ich wartete auch nicht,“ versetzte sie, „aber da ich jetzt meine Toilette wechseln will, muß ich sie ersuchen, sich in ein anderes Local zu verfügen.“

Philipp verbeugte sich und verließ das Zimmer. Er zündete sich eine Cigarre an und wanderte im Corridor auf und ab. Einen komischen Eindruck hatte es ihm gemacht, daß die erzürnte Schöne das Schloß an ihrer Thür mit möglichst großem Geräusch zugeschoben hatte. Wärend die schöne Rosa zu andern Zeiten in äußerst kurzer Zeit die Toilette gewechselt hatte, ließ sie heute ihren Gatten länger als eine halbe Stunde warten, so daß ihm fast die Geduld ausging und er nur aus Besorgniß, um nicht gleich am ersten Tage seiner Ehe in Unfrieden zu gerathen, ausharrte.

Ohne sich zu entschuldigen, ging Rosa darauf

an ihrem Ehemanne vorüber, die Treppe hinab, und ohne ein Wort zu reden, den Weg bis nach ihrer Wohnung. Dann grüßte sie mit einem leichten Kopfnicken, schlug ihm die Thür vor der Nase zu und er konnte nun den Weg nach Hause suchen.

Dort angekommen, sah er gegenüber die Fenster der Familie Coninx noch erleuchtet und er erinnerte sich der vielen Abende, die er dort zugebracht hatte, aber er bestärkte sich in der Ansicht, daß es besser sei, wenn er den neuen Weg weitergehe, und beschloß, jede Berührung mit der Familie gänzlich zu vermeiden. Am andern Vormittage miethete er in einer ganz anderen Gegend eine Wohnung für die vierzehn Tage, die er noch in der Stadt bleiben sollte.

Er hatte eben seine Wohnung verlassen, als Herr Coninx in das Zimmer seiner Frau trat und in der allerverdrießlichsten Stimmung mit ihr davon sprach, daß nun alle Hoffnung geschwunden sei, den jungen Erlen zurückkehren zu sehen, und obgleich Frau Coninx nur wenige ruhige Worte zwischen seine heftigen Klagen und Vorwürfe einschaltete, so wendete sich doch bald sein ganzer Groll wieder gegen sie und er machte sie ohne jeden Grund verantwortlich für den Verlust des jungen Erlen, der allerdings größern Einfluß sowohl auf das Geschäft des Mannes, wie auf das Herz der Frau gehabt hatte, als die Betheiligten selbst wußten. Frau Coninx empfand gar bald, was sie an ihm verloren hatte; sie fühlte sich einsamer als jemals und vernachlässigte ihr Hauswesen mehr als zu einer an-

dern Zeit. Ihr Leben wurde noch trauriger und einsamer, und jemehr der eheliche Frieden gestört wurde, um so mehr schwand auch der Wohlstand, der sich während Philipp's Anwesenheit im ganzen Hauswesen bemerklich gemacht hatte.

Fünfzehntes Capitel.

Das Pfarrhaus zu Wimpfen war ein großes alterthümliches Gebäude und, wie es schien, zu einer Zeit entstanden, da noch kein Baustil existirte, denn die Zimmer waren in dem Hause auf die sonderbarste Weise vertheilt und widerstrebten durchaus dem Gesetze der Symmetrie. Allerdings mochte der Baumeister nicht allein daran schuldig sein, denn die aufeinander folgenden Bewohner, die bald große, bald kleine Haushaltungen hatten, ließen hier und da etwas verbessern und verändern, und so war es gekommen, daß der Pastor Stein, als er mit seiner jungen Haushälterin einzog, in den vierzehn Stuben und so und so viel Kammern viel zu viel Räumlichkeiten für seine Bedürfnisse vorfand und an manchen Tagen wurde der größte Theil der Wohnräume gar nicht einmal geöffnet.

In der ersten Zeit nach der Ankunft des Pastors Stein zu Wimpfen war Karl Stein mehrmals aus der nahegelegenen Universitätsstadt Utrecht herübergekommen, aber das todtenstille Pfarrhaus hatte für ihn keine beson-

dere Anziehungskraft; sein Vater war gut und herzlich, aber einen fröhlichen Gesellschafter konnte man ihn nicht nennen, und Leonie, die doch seine frühere Spielgefährtin war, nahm ihm gegenüber eine so ernste und gemessene Haltung an, daß er in einem Abstand von ihr verblieb und lieber so selten wie möglich in das Pfarrhaus kam, um der prätensiösen Person, wie er sie nannte, gar nicht in's Gehege zu kommen.

Früher war Karl seinem Vater bei den Studien und gelehrten Arbeiten zur Hand gegangen, hatte Auszüge aus alten Classikern für ihn gemacht, oder nachgeschlagen, wenn es sich um die eine oder andere gelehrte Auskunft handelte; seitdem er auf der Universität war, vermißte der Pastor diese kleinen Dienste sehr schmerzlich, und er empfand den Verlust doppelt, als er Karl bei den ersten Besuchen zu Wimpfen wieder zu solchen Hilfsleistungen heranziehen wollte und dieser nicht besonders geneigt war, sich damit zu befassen.

Der Pastor hatte sich somit nach und nach daran gewöhnen müssen, auf jene Hilfsleistungen zu verzichten und seine Arbeiten allein zu besorgen, aber dies fiel ihm nicht leicht, und an einem Abende, als er einmal recht vertraulich mit Leonie zusammensaß, klagte er dieser seine Noth. Leonie fragte ihn darauf, ob sie nicht an Karl's Stelle den kleinen Dienst übernehmen könne, und so überrascht der Pastor über diese Frage auch war, so konnte er doch nicht umhin, wenigstens einzugestehen, daß Leonie ihm in allen Studien, zu welchen er Werke in der Muttersprache oder anderen neueren Sprachen benutzte, zur Seite stehen könne.

Das Mädchen griff die Sache mit großer Energie an; sie ließ nicht nach, bis der Pastor ihr die Anfangsgründe der lateinischen und griechischen Sprache beigebracht hatte, und da Leonie eine sehr rasche Auffassungsgabe besaß, so währte es nicht gar lange, bis sie ihm wirklich in jeder Weise die Dienstleistungen, welche früher sein Sohn übernahm, ebenso gut gewähren konnte. Dazu kam noch, daß Leonie allen seinen Auseinandersetzungen und Lehren mit vollem Vertrauen zuhörte, wodurch sie ihm immer unentbehrlicher wurde und die Lust zur Arbeit bei ihm vermehrte.

Der Pastor fand es ganz natürlich, daß sein Sohn Karl die Weihnachtsferien bei einem seiner Freunde in der Hauptstadt zubringen wollte; junge Leute müßten die Welt kennen lernen, meinte er, und so behaglich ihm der Aufenthalt in dem Pfarrhause zu Wimpfen auch erschien, so begriff er doch vollständig, daß sein Sohn darin anderer Meinung sein dürfte.

Die Bewohner von Wimpfen verwunderten sich einigermaßen über das seltsame Leben im Pfarrhause; sie hielten Leonie natürlich für die Nichte des Pastors, und erklärten sich die Betheiligung an den gelehrten Arbeiten bei dem Mädchen dadurch, daß sie dieselbe für die Verlobte Karl's hielten, welches Verhältniß vorderhand geheim gehalten werden solle, bis Karl seine Studien beendigt habe.

Der Winter war auf diese Weise vorübergegangen, als Pastor Stein, dessen Augen seit längerer Zeit schlecht geworden waren, eines Tages, wärend er mit Leonie in seiner Studierstube saß, plötzlich einen Nebel

vor dem Gesichte sah, so daß er aufhören mußte zu arbeiten.

„Wir wollen ein wenig ausgehen, Leonie,“ sagte er, „ich denke, es wird die Folge eines Blutandranges nach dem Kopfe sein und mit etwas Ruhe und Diät wird es sich wohl verlieren.“

Wirklich wurde es besser, aber einige Tage später wiederholte sich der Zufall, und obgleich es sich nach kurzer Zeit wieder gab, fühlte er doch an dem darauf folgenden Tage, daß das Lesen den Augen Schmerzen verursachte und er damit aufhören mußte. Den nächsten Tag war es schlimmer und der Pastor sah ein, daß er sich schonen müsse.

„Liebes Kind,“ sagte er zu seiner Haushälterin, „wenn Du mir etwas vorlesen könntest; da wir doch nicht immer spazieren gehen können, würde mir dies sehr angenehm sein.“

Leonie las ihm vor, was er ihr angab.

Nun versuchte der Pastor, ob er ihr auch dictiren könne.

Den ersten Abend ging es schlecht, den zweiten schon etwas besser, der dritte Tag war Freitag, an welchem Stein sich gewöhnlich ganz allein in seine Studirstube zurückzog, um seine Predigt für den Sonntag zu entwerfen. Auch diesmal hatte er sich zur gewohnten Zeit dahin zurückgezogen, aber vergeblich versuchte er, sich zu sammeln und einen Entwurf zu Papier zu bringen. Es war seit den dreiundzwanzig Jahren seiner Amtsthätigkeit das erste Mal, daß er bereits stundenlang saß, ohne einen Buchstaben niedergeschrieben zu haben; endlich entschloß er sich, eine seiner früheren Predigten her-

auszusuchen, und er erinnerte sich einer solchen, die er vor längerer Zeit in Rothenburg gehalten hatte und welche sich sehr gut für den nächsten Sonntag eignete. Aber nun entstand eine neue Schwierigkeit. Er konnte seine Predigt nicht lesen, und nachdem er mit Mühe die ersten Zeilen entziffert hatte, mußte er es aufgeben. Keine Predigt halten zu können, war ihm ein unerträglicher Gedanke, denn schon jetzt war ihm die immer wiederkehrende Frage: Nun, Herr Pastor, wie geht es jetzt mit den Augen? so lästig, daß er um keinen Preis neue Veranlassung dazu geben wollte. Ein plötzlicher Gedanke erleichterte ihn, als Leonie hereintrat, um ihm wie gewöhnlich am Freitag Abend zu dieser Stunde eine Tasse Kaffee zu bringen.

„Kannst Du meine Schrift lesen, Leonie?" fragte er.

„Habe ich's denn nicht schon hundertmal gethan?" entgegnete Leonie.

„Das ist wahr," versetzte der Pastor, „aber ich meine, eine geschriebene Predigt, in welcher eine Menge Abkürzungen und Aenderungen vorkommen."

„Soll ich es einmal probiren?" meinte Leonie.

„Gut," sagte der Pastor, „aber langsam und —"

„Und ernsthaft," fiel ihm Leonie in die Rede.

„Richtig, mein Kind, richtig," antwortete der Pastor, indem er Leonie nahe bei sich Platz nehmen ließ.

Das Mädchen begann zu lesen, langsam, ruhig und ernsthaft, und Stein hörte mit ununterbrochener Andacht zu, nur einige Male ersuchte er, eine Stelle nochmals zu lesen, oder Nachdruck auf ein bestimmtes Wort zu legen. Nach einer halben Stunde war die Vorlesung beendigt.

„Könntest Du die Predigt noch einmal lesen?“ fragte der Pastor, und als Leonie ihn nicht sogleich verstand, wiederholte er die Frage.

„Ich glaubte, Sie meinten, ob ich sie noch einmal hören könnte,“ sagte sie dann, „darauf würde ich gern ja gesagt haben.“

„Später sollst Du sie von mir wohl hören, aber zuvor mußt Du sie mir noch einmal lesen,“ entgegnete der Pastor.

Leonie begann wieder, und indem sie nun von den Winken, die ihr vorher zu Theil geworden waren, Vortheil zog, brachte sie die Vorlesung zur vollkommenen Zufriedenheit des Pastors zu Ende.

„Nun bin ich an der Reihe,“ sagte dieser, „aber zuvor gieb mir noch eine Tasse Kaffee.“

Als Leonie mit dem Kaffee wieder in das Zimmer trat, begann Stein auf- und abzugehen und sagte fließend seine Predigt her, wärend Leonie andächtig zuhörte.

„So,“ sagte er, nachdem er seinen Vortrag geendigt hatte und noch einige Male schweigend im Zimmer auf und ab gegangen war, „nun bin ich vorbereitet, liebes Mädchen, und ich danke Dir herzlich für Deine Hilfe; es mag recht langweilig für Dich gewesen sein, nicht wahr?“

Leonie machte eine Einwendung, aber der Pastor fuhr fort: „Nein, ich erkenne es selbst, es ist nicht Jedermanns Sache, dreimal hintereinander dieselbe Rede anhören zu müssen, und doch, beste Leonie, doch glaube ich, daß wir öfter dasselbe thun werden.“

Seine Stimme bebte, als er diese letzten Worte

sprach, und Leonie sagte tröstend zu ihm: „Schlagen Sie sich das aus dem Kopfe, Herr Pastor, wer weiß, wie bald Sie wieder gut sehen können, es ist ja doch nur ein vorübergehendes Leiden.“

„Glaubst Du?“ entgegnete der Pastor. „Nein, liebes Kind, allerdings mag der Grad der Blindheit vorübergehend sein, denn sie wird wohl immer schlimmer werden. Ich verstehe mich etwas darauf und weiß, was mir fehlt, aber vorderhand braucht die Gemeinde nichts davon zu erfahren und deshalb darf ich die Predigten nicht aussetzen; wenn Du mir hilfst, wird es ja wohl gehen. Aber ich sage Dir im Voraus, daß Du langweilige Abende verleben wirst.“

„Wäre das auch noch schlimmer, so würde ich es doch Ihretwegen gern ertragen,“ sagte Leonie, indem sie die Hand drückte, welche Stein gemüthlich auf ihre Schulter gelegt hatte.

Was Pastor Stein vorausgesetzt hatte, geschah; sein Augenlicht wurde immer schlechter und er reiste endlich nach Utrecht, um einen berühmten Professor zu Rathe zu ziehen. Dort erhielt er den traurigen Trost, daß seine Genesung allerdings möglich und sogar wahrscheinlich sei; bevor jedoch die Operation vorgenommen werden könne, müsse das Leiden erst vollständig zur Reife gekommen sein, was wohl noch ein Jahr Zeit in Anspruch nehmen werde. Er mußte erst ganz blind sein, bevor er wieder sehend werden konnte. Vor allen Dingen wurde ihm Ruhe und Vermeidung jeder Aufregung anbefohlen.

Von dieser Zeit an machte der Pastor Stein alle

seine Predigten unter Beihilfe von Leonie und nach und nach wurde ihr Antheil daran eingreifender und wichtiger. Er fragte sie zuweilen um ihre Meinung, und Leonie sagte ihm, anfänglich bescheiden und nach und nach mit größerer Sicherheit, ihre Ansicht über diese oder jene Betrachtung. Die Predigten wurden dadurch nicht schlechter und während so seine Blindheit zunahm, wurde ihm Leonie immer unentbehrlicher. Ein wie verständiger Mann er sonst war, so war er doch in Bezug auf sein Gebrechen sehr empfindlich und wünschte nichts sehnlicher, als dasselbe der Welt verbergen zu können. Er stieß sich und rannte an, und strauchelte und fiel nicht selten, trotz Leonie's großer Fürsorge, aber niemals entfloh seinen Lippen eine Klage. Am meisten störte es ihn, wenn Personen ihn anredeten und er sie nicht erkannte; auch hierin war Leonie ihm sehr dienlich, da sie die rechte Art und Weise kannte, um ihn auf eine ganz ungesuchte Weise über die Personen und Dinge, die ihn umgaben, vollständig zu unterrichten, so daß sie ihn den Mangel des Gesichtes so wenig als möglich fühlen ließ. Leonie selbst betrachtete das Vertrauen, welches er ihr schenkte, und die unverstellte Offenheit im Zusammenleben, als den reichlichsten Lohn für alle ihre Mühen.

Es war wieder an einem Sonnabend Abend. Der Pastor hatte seine Predigt dictirt und Leonie las das Geschriebene langsam vor; zuweilen unterbrach er sie, um ganze Stellen, die ihm bereits geläufig waren, selbst herzusagen, und Leonie brauchte dann nur aufzumerken, ob er nichts überschlug. Er war mitten in einem sol-

chen Satze, als heftig geklingelt wurde, was an solchem Abende eine Seltenheit war.

Die ungewohnte Störung brachte ihn aus der Fassung. Leonie wollte in ihrer Vorlesung fortfahren, aber der Pastor unterbrach sich selbst mit der Frage, wer geklingelt habe. Leonie meinte, es handle sich wohl nur um eine Haushaltungsangelegenheit, aber in demselben Augenblicke kam das Dienstmädchen und sagte ihr, daß Jemand gekommen sei, um sie zu sprechen.

Leonie wollte anfänglich nicht darauf eingehen, da aber das Dienstmädchen die Sache dringlich machte, verließ sie mit der Bemerkung, daß sie gleich wiederkommen werde, das Zimmer.

Sie war nicht wenig erstaunt, als sie im Wohnzimmer zwei Herren erblickte, welche sie zwar sehr höflich grüßten, denen man aber doch anmerken konnte, daß sie sich in einem etwas angetrunkenen Zustande befanden. Es schienen Studenten zu sein.

Leonie fragte nach dem Zwecke des Besuches und die beiden Studenten entgegneten, daß sie eigentlich den Pastor hätten sprechen wollen, daß sie es aber ebenso gut ihr sagen könnten. Sie seien mit einem besondern Wagen hierher gereist, um dem Pastor zu sagen, daß sein Sohn Karl sich durch einige Unvorsichtigkeiten in große Verlegenheit gebracht habe und daß es darauf ankomme, ihn sofort daraus zu befreien, wenn nicht das größte Unglück über ihn hereinbrechen solle.

Leonie hatte mit größter Ruhe diese Mittheilungen angehört und nur mehrmals wiederholt, daß der Pastor jetzt nicht zu sprechen sei. Als die jungen Leute jedoch

nicht nachließen, ihr die Dringlichkeit der Sache vorzustellen und hinzusetzten, daß es morgen vielleicht zu spät zur Rettung sei, erklärte sie sich bereit, den Pastor zu benachrichtigen, jedoch mit der Bedingung, daß die jungen Herren diesem die Sache in einem andern Tone vortragen sollten, da ihn ein unehrerbietiges Behandeln dieser Angelegenheit tief kränken müsse.

Bald darauf kam Pastor Stein allein in das Zimmer und die jungen Leute theilten ihm mit, daß Karl Unglück gehabt und bei einer Streitigkeit eine kostbare Pendule nebst einer sehr theuren Vase umgeworfen und zerbrochen habe. Der Schaden müßte sofort ersetzt werden, weil sonst eine Verfolgung zu erwarten stehe. Der Pastor war schmerzlich entrüstet und verlangte nähere Auskunft und Bürgschaft für die Wahrheit der Angaben. Die jungen Leute, welche sich mit Karl im Einverständniß zu diesem Studentenstreiche verabredet hatten, waren auf alle Fragen vorbereitet und blieben dabei, daß es sich um Karl's Freiheit oder dessen schimpfliche Ausstoßung von der Universität handle; die Summe gaben sie auf dreihundert Gulden an.

Der Pastor versicherte, daß er die Summe seinem Sohne selbst überbringen wolle, aber die jungen Leute blieben dabei, daß er nur die Wahl habe, entweder ihnen das Geld mitzugeben, oder seinen Sohn in's Unglück gestürzt zu sehen.

Pastor Stein erklärte sich endlich bereit, die dreihundert Gulden zu holen.

Unterdessen hatte Leonie vom Fenster ihres eigenen Zimmers aus eine männliche Gestalt im Garten des

Pfarrhauses auf und ab gehen sehen. Ganz verwirrt vor Schrecken, glaubte sie, Karl Stein darin zu erkennen. Aufmerksam beobachtete sie denselben und es konnte endlich kein Zweifel mehr sein, daß der entartete Sohn wirklich selbst ein Theilnehmer dieser Erpressungsexpedition war. Sie rang nach Fassung und es gelang ihr, scheinbar ruhig mit dem Pastor zugleich in die Wohnstube zurückzukehren, als dieser den jungen Leuten das Geld überbrachte.

Dort angekommen, forderte der Pastor sie auf, eine Quittung zu schreiben, die er dictirte, und nachdem dies geschehen war, ließ er den Schein von den beiden jungen Leuten, welche sich die Namen Mond und Hase beilegten, unterzeichnen. Darauf reichte der Pastor denselben die Cassenscheine hin. Aber bevor einer der saubern Herren dieselben noch erfaßt hatte, ereignete sich etwas, was jene nicht vorhergesehen hatten und was ihnen mit einemmale alle Keckheit benahm.

Leonie trat nämlich vor, ergriff die Cassenscheine, steckte sie in ihre Tasche und deutete schweigend mit dem Ausdruck tiefster Verachtung auf die Thür.

Die beiden Studenten sahen einander so erstaunt und verblüfft an, daß selbst Leonie Mühe hatte, ernsthaft zu bleiben, aber ihre muthige Haltung schüchterte die kecken Eindringlinge so sehr ein, daß sie es als das Verständigste erkannten, sich sofort aus dem Staube zu machen.

Kaum war dies geschehen, so begann auch der Pastor sein Bedenken darüber zu äußern, ob er nicht zu rasch nachgegeben und sich am Ende zum Spiel-

ball eines frechen Studentenstreiches habe gebrauchen lassen.

Leonie versuchte ihm dies auszureden, denn sie fühlte, daß die Erkenntniß des wahren Sachverhaltes ihn sehr unglücklich machen müsse.

„Wenn es so wäre —“ sagte Stein, „aber nein, ich halte es doch nicht für möglich. Schreibe ihm sogleich ein Briefchen, daß ich ihn am Montag jedenfalls hier erwarte; ich will die Sache untersuchen.“

Dann forderte er Leonie auf, die Predigt weiter zu lesen, aber, ob es nun an ihr oder an ihm lag — es wollte diesen Abend nicht recht gehen. Jeden Augenblick unterbrach er sie und kam wieder auf die Studentengeschichte zurück.

„Ich lasse es nicht dabei,“ sagte er endlich, „es ist mir nicht um die dreihundert Gulden, daß kannst Du Dir wohl denken, aber es ist eine Schurkerei.“

„Ein Studentenstreich,“ warf Leonie ein.

„Man macht einen blinden Mann nicht zum Schlachtopfer eines Studentenstreiches! Wenn mein Sohn Karl Theil daran hat — aber nein, das ist nicht möglich, so entartet kann mein Sohn nicht sein.“

Leonie bot Alles auf, um ihn zu beruhigen, aber er gab sich nicht zufrieden. „Wenn Karl seinen Vater auf diese Weise betrogen hat,“ sagte er, „so geht er, so wahr ich hier vor Dir stehe, nach Amerika, denn ich will lieber nie mehr mein Augenlicht wieder erlangen, als einen Sohn sehen, der seinen Vater so betrogen hat.“

Sechzehntes Capitel.

Die Predigt verlief über alle Erwartung gut. Pastor Stein hatte sich allerdings genöthigt gesehen, hier und da zu improvisiren; da er dies nie im Leben gethan hatte, bemerkte er jetzt erst, daß er eine ganz besondere Gabe dazu besaß. Es war gedrängt voll gewesen und obgleich Leonie wußte, daß sehr viele Menschen nur aus Neugierde kamen, um zu sehen, wie der Pastor seine nach und nach bekannt gewordenen Bliendheit zu verbergen suche, so konnte sie doch die Fragen des Pastors mit gutem Gewissen dahin beantworten, daß die Kirche überfüllt gewesen sei und die Menschen mit der größten Aufmerksamkeit zugehört hätten.

Kaum jedoch war der Gottesdienst zu Ende und Pastor Stein wieder ruhig in seinen vier Mauern, als seine Gedanken wieder bei seinem Sohne verweilten und er mancherlei Sorgen über dessen Betheiligung an dem ihm gespielten Streiche aussprach.

Karl hatte unterdessen die Aufforderung, sofort nach Wimpfen zu kommen, welche Leonie im Namen

seines Vaters an ihn richtete, erhalten und befand sich in einer sehr unbehaglichen Lage. Der Verlauf des Studentenstreichs hatte ihn anfänglich in die heftigste Erbitterung und Wuth gegen Leonie versetzt, nach und nach aber sah er ein, daß er nicht nur einen gewissenlosen, sondern auch einen dummen Streich begangen hatte, und er erkannte, daß er sich in Leonie's Gewalt befand.

Es war ihm daher vor allen Dingen darum zu thun, zu erfahren, wie sie zwischen Sohn und Vater stehe und ob sie seine entschiedene Feindin sei. Er beschloß nun, der Aufforderung nicht sofort Folge zu leisten und antwortete daher nur ganz einfach, daß er sich durch einen Fall am Bein verletzt habe und sobald er wieder gehen könne, nach Wimpfen kommen werde. In dem Briefe lag ein Streifchen Papier mit einer Zeile an Leonie, und zwar enthielt sie nur die Worte: Zeigen Sie mir sogleich an, ob Sie gesprochen haben.

Eine Stunde darauf sandte Leonie mit der Post einen Zettel an ihn ab, worauf nichts weiter stand, als das Wort: Nein.

Sie trug diese Antwort selbst auf die Post, während der Pastor sein Mittagsschläfchen hielt.

In der Dämmerung saß der Pastor im Garten, um mit Leonie den Thee dort zu trinken. Das Mädchen hatte ihm die Zeitung vorgelesen und hörte nun andächtig auf seine Meinungsäußerung. Da hörte man am Eingange in den Garten Fußtritte und der aufmerksam lauschende Pastor bemerkte, daß es Männertritte waren.

„Wer ist da, Leonie?“ fragte er.

Leonie gab keine Antwort.

„Leonie,“ wiederholte Stein, „wer kommt soeben in den Garten?“

„Mein Vater ist es, Herr Pastor,“ antwortete das Mädchen, das anfänglich zu ergriffen war, um seine Frage beantworten zu können.

„So? Guten Tag, Herr Degeling,“ begann Stein, indem er aufstand und sich nach der Seite wendete, von wo die Fußtritte kamen. „Das ist schön von Ihnen, daß Sie Ihre Tochter einmal besuchen.“

Stein sprach diese Worte fröhlich, denn er konnte nicht wissen, daß Degeling bleich und eingefallen aussah, was Leonie bereits mit Schrecken und Sorge erfüllt hatte. Diese gab jedoch ihrem Vater einen Wink und umarmte ihn herzlich, während der Pastor sich in Lobsprüchen über seine junge Gesellschafterin erging.

Degeling erzählte, daß er auf der Reise sei und Wimpfen passiren müsse; da habe er sich denn nicht versagen wollen, den Pastor aufzusuchen und seine Tochter einmal wiederzusehen.

„Wir haben einander lange nicht gesehen,“ erwiderte hierauf Stein, „und Sie haben sich unterdessen nicht verändert.“

Leonie konnte ihre Thränen kaum zurückhalten, denn ihr Vater sah nicht nur verfallen und elend aus, sondern war auch in seiner Kleidung sehr herabgekommen.

Das Gespräch ging weiter. Degeling erzählte in seiner abgebrochenen Weise, daß seine älteste Tochter Hermine eine vortreffliche Stelle als Erzieherin bei Herrn von Schrenk habe und wie er aus ihrem letzten Brief

ersehe, werde sie mit der Familie von Schrenk diesen Sommer nach Ostende reisen.

Der Pastor erzählte dagegen, daß es ihm an seinem neuen Aufenthaltsorte zwar gut gefalle, daß er aber doch die alten Rothenburger Freunde vermisse.

Degeling meinte darauf, die Nähe der Universitätsstadt sei doch gewiß eine große Annehmlichkeit für den Pastor, da er seinen Sohn oft sehen könne, aber diese Bemerkung warf einen bittern Tropfen in die Unterredung.

Uebrigens freute sich der Pastor aufrichtig über den Besuch. Später, nachdem sie zusammen in's Haus gegangen waren und die Herren eine Flasche Wein zusammen getrunken hatten, fand Leonie Gelegenheit, mit ihrem Vater zu einem vertraulichen Gespräche auf ihr Zimmer zu gehen.

„Was bekümmert Dich, Papa?" fragte sie dort sogleich. „Ist etwas vorgefallen zu Hause?"

„Zu Hause? Nein, Kind, Gott sei Dank, nicht. Deine Mutter ist gesund, aber ich bin meine Anstellung los geworden."

„Das konnte ich mir denken; aber Du hofftest doch immer, etwas Besseres dafür zu finden?"

„Das ist auch so, liebes Kind, aber für den Augenblick bin ich ohne Stelle — schon fünf Wochen dauert das und die Noth beginnt hoch zu steigen. Das Geld, welches ich für Hausmiethe und Steuern aufbewahrt hatte — Du weißt, wie schnell — tägliche Ausgaben und häusliche Schulden, die dringend wurden, ich habe bereits alle Bekannte und Freunde um ein Darlehn — und gestern erst erhielt ich einen Brief von Onkel Lam=

bert, der mich daran mahnt, daß die fälligen Zinsen noch nicht bezahlt sind und daß er sein Geld sehr nöthig habe; ich weiß keinen Rath, von allen Seiten werde ich um Geld gedrängt und ich muß mir — da komme ich denn zuerst zu meinen Kindern."

„Armer, guter Vater," sagte Leonie tief ergriffen, „was ich habe, kannst Du sogleich bekommen. Der Pastor hat es gut mit mir gemeint und vielleicht kann ich Dir helfen. Komm einmal hierher."

Und indem sie ihren Arm vertraulich um ihn schlang, zog sie ihn zu einem alten Schreibtische, den sie in Gebrauch hatte und dessen Schieblade sie aufschloß. In ihren Augen war es ein ganzer Reichthum, was dort in Silber und Papieren zusammengespart lag, aber der fröhliche und triumphirende Ausdruck ihres Gesichtes verschwand, als Degeling traurig den Kopf schüttelte und zu ihr sagte:

„Ach, liebes Mädchen, damit ist mir nicht — Hausmiethe, Steuern, Zinsen und Abzahlungen und dann noch häusliche — aber überdies bin ich auch nicht gekommen, um von Dir selbst Geld — ich hatte gedacht, daß Herr von Schrenk mir vielleicht helfen werde, aber dazu müßte Hermine behilflich sein und ich mag ihr nicht gern Alles — für Herrn von Schrenk sind tausend Gulden eine Kleinigkeit und damit ist mir geholfen; ich würde bald eine neue Stelle finden und in fünf Jahren hätte ich meine Schulden abgetragen."

Herr Degeling war gewiß fest überzeugt, daß er Alles halten werde, was er versprach, aber er hatte schon mehr als einmal die Erfahrung gemacht, daß seine Berech-

nungen nicht stimmten. Diesmal glaubte er nun seiner Sache ganz sicher zu sein. Leonie war nicht wenig enttäuscht, als ihr Vater die drei- oder vierhundert Gulden, die sie besaß, so gering achtete, aber als er ihr Alles vorrechnete, erkannte sie, daß ihm in der That damit nicht geholfen werden konnte. Es mußten mindestens noch dreihundert Gulden mehr sein.

„Und würde Dir dann geholfen sein?“ fragte Leonie, der ein helfender Gedanke zu kommen schien.

„Ja, Leonie, ich müßte zwar immer noch sehr vorsichtig — aber ich könnte mir doch helfen. Wozu aber die Frage? Wenn Du dreihundert Gulden anschaffen kannst, würdest Du auch gewiß das Doppelte erhalten können und dann wäre mir völlig —“

Leonie überlegte einen Augenblick. „Aber Vater,“ sagte sie, „Du rechnest so bestimmt auf die neue Anstellung. Ist sie denn auch ganz sicher?“

„Nichts in der Welt ist sicher, das haben wir selbst erfahren, liebes Kind,“ erwiderte Degeling, und er begann nun seiner Tochter von der Unbeständigkeit der Dinge zu erzählen: wie ihm im Leben immer Alles unglücklich ausgefallen sei und er seine Stellung in Rothenburg nur deshalb verloren habe, weil man Dinge von ihm gefordert habe, die ein ehrlicher Mann nicht erfüllen könne. Er sagte dies Alles mit voller Ueberzeugung, denn er wollte sich in seiner Selbsttäuschung mehr vor sich selbst entschuldigen, als sich überheben. „Das Schlimmste ist,“ endigte er, „daß wir uns nicht an Pastor Stein wenden können, da er mir bereits ein Capital — schon zieht Onkel Lambert sich zurück

und wenn Pastor Stein dies ebenfalls thun wollte, wüßte ich keinen — ich mag darum kein Geld von ihm — darum habe ich an Herrn von Schrenk gedacht, was meinst Du dazu, Leonie?"

Leonie dachte einen Augenblick nach, denn sie hatte einen ganz andern Plan. Das Geld, welches ihr Vater bedurfte, hatte sie liegen und Karl Stein würde sich wohl gehütet haben, es von ihr zurück zu verlangen. Aber wenn sie es behielt, war sie seine Mitschuldige, und sobald sie sich einfallen ließ, ihm seinen Betrug vorzuwerfen, konnte er mit der Beschuldigung des Diebstahls antworten. Sie sah ein, daß Karl das Geld ihrem Vater selbst anvertrauen mußte und sie faßte daher rasch einen Entschluß.

„Ich finde es nicht gut, Vater, daß Du Herrn von Schrenk in die Sache einweihen willst," sagte sie, „und ich hoffe, daß ich Dir ohne dies helfen kann. Vorerst besitze ich dreihundertundachtzig Gulden, die ich Dir gern überlassen will, da das Geld bei Dir besser aufbewahrt ist, als bei mir."

„Aber es ist nicht genug," bemerkte Herr Degeling.

„Ganz richtig, „versetzte Leonie, „es fehlen noch dreihundert Gulden, aber auch diese hoffe ich Dir verschaffen zu können, wenn wir morgen zusammen nach Utrecht reisen, um mit Karl Stein darüber zu sprechen."

Degeling sah seine Tochter sehr verwundert an und meinte: „Du denkst doch nicht, daß ich von einem Studenten ein Darlehn annehmen soll, und noch dazu von Karl Stein?"

„Es wird durchaus kein Darlehn sein," versetzte sie,

„von ihm oder mir erhältst Du das Geld zur Verwahrung anvertraut und wirst nicht ihm, sondern er Dir verpflichtet sein. Karl Stein würde überhaupt der letzte Mensch sein, dem ich in irgend einer Weise eine Verpflichtung schuldig sein möchte; aber ich werde Dir das Alles morgen mit größerer Ruhe erzählen können. Vorderhand magst Du sicher darauf rechnen, daß Dir geholfen wird.“

Der Bürgermeister Degeling verbrachte einen sehr gemüthlichen Abend im Pfarrhause zu Wimpfen und der Pastor ergriff die Gelegenheit, um einen Herzenswunsch, den er schon längst still in sich getragen hatte, und der grade in der letzten Zeit vollständig zur Reise gediehen war, gegen Leonie's Vater auszusprechen.

Er schickte das Mädchen zu diesem Zwecke unter irgend einem Vorwande auf einige Zeit aus dem Zimmer und begann in einer langen und ziemlich salbungsvollen Rede dem ehemaligen Bürgermeister die Vorzüge Lionie's zu schildern und ihm auseinanderzusetzen, daß er das Mädchen nicht mehr entbehren zu können glaube und daher den Wunsch habe, sie zu seiner Frau zu nehmen.

Degeling erschrak anfänglich ein wenig. Leonie's Jugend, gegenüber dem mehr als fünfzigjährigen Pastor, brachte ihn auf allerlei Bedenklichkeiten und da der Pastor seinerseits fortwährend darauf bestand, daß Leonie durchaus nach eigenem freien Willen entscheiden müsse, so kamen die beiden Herren nicht sehr weit in ihren Ver handlungen.

Degeling nahm sich vor, auf der Reise nach Utrecht mit seiner Tochter zu sprechen, und der Pastor fand es

ganz natürlich, daß Leonie ihren Vater am andern Tage bis dorthin begleite.

Kaum waren sie unterwegs, so begann Leonie ihrem Vater zu erzählen, was in der vorigen Woche mit Karl Stein vorgefallen war, und sie setzte hinzu, daß der Pastor seinen Sohn niemals wieder sehen würde, sobald er den ganzen Vorfall kennen gelernt habe.

„Wäre es darum nicht eigentlich besser, wenn Du dem Pastor Alles erzähltest?“ sagte Degeling. „Dann bist Du den Burschen auf einmal los.“

„Warum sollte ich das wünschen,“ meinte Leonie, „er ist mir nicht im Wege.“

„Vielleicht jetzt nicht, aber Du könntest — wenn Du einmal in ein anderes Verhältniß zu dem Pastor — denke Dir einmal, Karl würde Dein Sohn.“

„Aber Papa!“ rief Leonie in einem Tone, der nicht undeutlich zu verstehen gab, daß sie mit aller kindlichen Ehrfurcht ein wenig an dem Verstande ihres Vaters zweifle.

„Nimm einmal an,“ fuhr Degeling fort, „daß der Pastor nicht mehr ohne Deine Sorge und ohne Deine Gesellschaft sein könne, und daß er Dich zu seiner Frau — was würdest Du dann —“

Leonie schwieg einen Augenblick. „Hat der Pastor Dir aufgetragen, mich auszuforschen?“ fragte sie.

Degeling nickte zustimmend.

„Dann werde ich mit Mama darüber sprechen,“ sagte Leonie rasch.

„Aber Leonie,“ meinte ihr Vater, „wir können vielleicht die Sache zusammen —“

„Nein, nein, Papa, von Heirathsangelegenheiten haben Männer keinen Begriff; sie urtheilen entweder einseitig oder unverständig, darum werde ich mit Mama sprechen und das thun, wozu sie räth."

„Und wenn Deine Mutter Nein sagt, willst Du dann doch bei ihm bleiben?"

„Auch darüber soll sie entscheiden; jedenfalls muß die Sache ruhen, bis der Pastor sein Gesicht wieder vollständig hat, dann wird er vielleicht meine Hilfe ganz entbehren können und ich möchte nicht gern, daß er sehend bereuen müßte, was er blind gethan hat."

„Aber Kind, wie magst Du mit solchen Dingen scherzen!" warf Degeling ein.

„Lieber Papa, denkst Du denn, daß mir die Sache gleichgiltig ist? Aber wenn ein Mädchen von einundzwanzig Jahren einen Mann von beinahe sechzig heirathen soll, so bedarf es doch der Ueberlegung. Ich habe gar keine Wahl und werde eben so gern Frau Pastorin Stein, wie ich Fräulein Degeling bleibe; jedenfalls muß die ganze Sache ruhen, bis der Pastor vollständig genesen ist."

Unter diesen und andern Gesprächen waren sie nach Utrecht gekommen, und da Karl Stein nicht gewohnt war, früh auszugehen, so trafen sie ihn noch in seiner Wohnung.

Ohne viel Umstände zu machen, erklärte ihm Leonie, daß sein Vater Verdacht geschöpft und die bestimmte Absicht ausgesprochen habe, er werde seinen Sohn sofort nach Amerika senden, sobald er die Beweise für seine Unwürdigkeit erhalten habe. Karl Stein wollte anfäng-

lich aufbrausen und gebrauchte Leonie gegenüber beleidigende Ausdrücke, aber das Mädchen bewahrte die vollständigste Ruhe und verbot auch dem Vater jede Intervention.

„Ich weiß," sagte sie, „daß Ihr Vater unglücklicher würde, wie Sie selbst werden, wenn er die wahre Sachlage erführe, darum soll er sie nie entdecken und ich habe folgenden Entschluß gefaßt. Die dreihundert Gulden, welche ich mitgebracht habe, nimmt mein Vater in Verwahrung und Sie haben nicht eher ein Recht, dieselben zurückzufordern, bis Sie bei dem Tode Ihres Vaters dereinst sein Erbe geworden sind. Mein Vater wird Ihnen einen Schein ausstellen, worin er bekräftigt, daß er das Geld von Ihnen in Verwahrung genommen habe. Sind Sie damit zufrieden, Herr Stein?"

„Vollkommen," sagte Karl und war sehr zufrieden, daß er so gut von der Sache abgekommen war.

Des Nachmittags fuhr Leonie wieder nach Wimpfen zurück und ihr Vater verfügte sich mit dem Gelde nach Rothenburg, fest überzeugt, daß ihm nun für immer geholfen sei und daß die Zukunft sich für ihn auf das Beste gestalten werde.

Keller, Gerard

In der Fremde Dem Holländischen des Gerard Keller nacherzählt von Adolf Glaser

Bd.: 1

Braunschweig 1868